Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, A. Becker, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus, (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Herman Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. – Vierundzwanzigster Jahrgang. – 1869.

Sechszehnter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert Baudissin, A. Becker, Freiherrn von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. — Vierundzwanzigster Jahrgang. — 1869

Sechzehnter Band.

In der Welt verloren.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1869.

In der Welt verloren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Erstes Kapitel.

Ein Melancholikus.

An einem Nebenflusse des Rheins, der frisch und keck seine smaragdgrünen Wellen durch den gesegnetsten und schönsten Landstrich unseres Vaterlandes hintreibt, öffnet sich eins der anmuthigsten Thäler, die man irgendwo zu finden vermag, und an seinem Eingange, hart am Fluß, sodaß sich die Häuser darin spiegeln, liegt das stattliche und saubere Dorf Othmaringen, seit seiner Entstehung das Eigenthum des alten und edlen freiherrlichen Geschlechts, von dem es seinen Namen erhalten hat.

Die Freiherren von Othmaringen haben hier auch gehaust, seit man überhaupt von ihnen etwas weiß, und das ist unendlich lange her. Denn in den schweren Kämpfen, die der Rothbart in Italien zu bestehen hatte,

waren ihrer stets an seiner Seite, und da der große Kaiser ins gelobte Land zog und dort starb, war ein Othmaringen in seinem nächsten Gefolge. Das Schloß, welches auf dem sanften Hügel über dem Dorf liegt, ist freilich ziemlich neu; es zeigt jenen Stil und jene Formen, die man mit Unverstand und schlechtem Geschmack vor hundert Jahren aus Italien herüberholte und in unsere deutschen Gegenden und das deutsche Klima hineinzwang. Und obschon die Besitzer hier nicht nur fast immer daheim blieben, sondern auch reich waren und ein Herz und Auge für ihre Umgebung hatten, so waren sie doch nicht im Stande gewesen, das fremdartige Gebäude vor allen Spuren des Alters zu bewahren. Die Säulenhalle, der Fries, die Fresken und Reliefs, das flache Dach, das Alles wurde vom deutschen Himmel zu wenig begünstigt, als daß es hätte frisch und glänzend bleiben können.

Sieht man sich indessen weiter um und horcht auf die Mittheilungen der Einheimischen, so entdeckt man bald die ältern und festern Nester des alten Geschlechts. Dort hinten, auf dem höchsten und schroffsten Rücken, blicken zwischen den licht stehenden Waldbäumen gewaltige Trümmer hervor; das ist die Stammburg Alt-Othmar, die der Sage nach schon in den Zeiten Kaiser Heinrich's des Lützelburgers zerstört und von

ihren Herren verlassen worden sein soll. Das Haus, welches sie darauf gründeten, zeigt sich, wenn auch gleichfalls noch auf hoher Kuppe, doch schon ein gut Theil weiter abwärts. Daneben ist es aber auch dem Anscheine nach noch ziemlich gut erhalten und wenigstens theilweise bewohnbar. Es wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich auch nur seines unbequemen Zugangs und seiner Enge wegen, von seinem Herrn, in dem ausnahmsweise einmal moderne Ideen haushielten, verlassen und als Wohnsitz mit dem „galanten" Bau vertauscht, dessen wir oben gedachten.

Dies letztere Gebäude entsprach aber nicht nur nicht den klimatischen Verhältnissen, sondern contrastirt auch sogar noch heutiges Tages auf das schärfste und seltsamste mit seiner ganzen Umgebung und ihrer — sagen wir: Stimmung. Die Gegend und zumal das Thal sind, wie wir bemerkten, so anmuthig und anheimelnd, wie nur irgend denkbar, im Grunde aber nichts weniger als das, was wir heiter nennen. Im Gegentheil, es ist eine ernste Schönheit, die uns hier allerwärts entgegentritt, von den festen, trotzigen Bergmassen herab zu den dunklen Waldhügeln, den stillen und sanften Matten, die sich leise aufwärts ziehen und in den Wald hineindrängen; von den zahlreichen Burgtrümmern, die nah und fern von allen hervorragenden Höhen herab-

schauen, bis zu den sauber gehaltenen, aber alterthümlichen Häusern des Dorfes, bis zu der alten kleinen Stadt, die dort fern, am Ausgange des Thals sichtbar wird und noch heute mit ihrer mittelalterlichen Wehr umgürtet ist, den festen Mauern, den massiven Thürmen, mit Gräben und Brücken, als habe sie auch jetzt noch jeden Augenblick zu gewärtigen, daß plötzlich hinter dem nächsten Hügel eine geharnischte Schaar hervorbreche und noch einmal den alten Kampf versuche zwischen dem wilden, übermüthigen Ritter und dem festen, bewußtvollen, fleißigen Bürger.

Sie mögen hier vordem einen harten Stand gehabt haben, die braven Bürger, denn die Umgegend war ein wahres Adelsnest; überall zeigen sich, wie wir wiederholen, die Reste der alten Burgen, und wenn man sich ihre Namen nennen läßt, vernimmt man mehr als einen, der noch heute an diesem oder jenem Hofe oder wo immer sonst sich des besten Klanges erfreut.

Von hier freilich sind die alten Geschlechter längst fortgezogen, denn es wurde ihnen auf diesen Höhen und in diesen Thälern zu schlicht und still, zu eng und — weshalb sollte man nicht so sagen? — zu alterthümlich. Denn neu war und ist hier nichts als allenfalls das „Schloß“ über Othmaringen, alles Andere steckt noch tief in der längst vergangenen Zeit, und mit dem,

was die Neuzeit fordert und auch wohl bringt, sieht es hier bedenklich aus, ohne daß man freilich der Bevölkerung die Schuld zuschieben könnte. Denn die frühere große Reichsstraße, welche durch diese Gegenden führte und sie mit andern gewerbreichern verband, hat gleich dem Reich selber ein Ende genommen und ist verödet und verfallen. Die Eisenbahnen reichen nicht hierher, und so schön und lustig der Fluß auch ist, hat man bisher doch wenig für ihn gethan und er vermag nur den sogenannten Kleinverkehr zu vermitteln. Selbst der Holzhandel ist aus später zu erwähnenden Gründen bei weitem nicht so bedeutend, wie ihn die prachtvollen Wälder zu ermöglichen scheinen.

Von allen alten Geschlechtern sind die Freiherren von Othmaringen die einzigen, welche, zum mindesten in ihrem Hauptstamm, stets in ihrem heimatlichen Gau verblieben und nie nach auswärts, ins Getriebe der großen Welt verlangten. Von diesem alten Hauptstamm, der überdies sich zu keiner bekannten Zeit zahlreicher Sprößlinge erfreute, hat selten oder nie Jemand Kriegs- oder Staatsdienste gesucht, und wenn dergleichen wirklich einmal geschah, fehlte es nicht, daß der Betreffende stets schon in noch jungen Jahren der Welt da draußen Valet gab und in die Heimat zurückkehrte. Da lebte er dann gleich seinen Vorfahren still, schlicht

und zufrieden fort, als Landjunker im besten Sinne des Worts, seiner Familie, seinen Unterthanen, seinem reichen Besitz, ohne Leidenschaften und excentrische Neigungen oder gefährliche Liebhabereien, ohne besonderes Glück und ohne großes Unglück, ein liebevoller Gatte und Vater, ein gütiger Gebieter, ein einsichtsvoller Haushalter, der dem, was die Vorfahren ihm hinterlassen hatten, wo irgend möglich noch neue Erwerbungen hinzufügte, sodaß endlich selbst die meisten Besitzungen der ausgewanderten Geschlechter den Othmaringen gehörten und man ihren Namen gleich dem jenes berühmten Herrn von Carabas sich überall entgegenklingen hörte.

Hervorragende Menschen gab es unter ihnen, soviel man erfuhr, niemals, aber wackere, ehrenhafte Männer und treffliche, ehrbare und schöne Frauen wurden alle, und es gab nur einen Einzigen unter ihnen, der einigermaßen aus diesen altgewohnten festen Bahnen gewichen war, Freiherr Othmar, der zwölfte oder dreizehnte dieses Namens, der, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von großen Reisen zurückkehrend, sein Vaterhaus zu eng und unbequem fand und im Verein mit einem italienischen Baumeister das neue Schloß über dem Dorfe aufbaute. Lob und Nachfolge fand dieser, sagen wir: Einfall weder bei den Seinen,

noch bei den wenigen Familienfreunden und Nachbarn, und auch er selber kehrte, nachdem er ihm genügt, so ziemlich zur Weise seiner Ahnen zurück und lebte fortan auch nur als der brave Landjunker.

So ging es fort bei seinem Sohne, seinem Enkel und dem Sohn dieses, obgleich der letztere gleich zahlreichen Standesgenossen die bisherige Unabhängigkeit verlor und ein Unterthan des Fürstenhauses wurde, welches in diesen Gegenden das mächtigste gewesen war. Bei den Othmaringen wurde dadurch nichts verändert. Der alte Baron lebte weiter, wie er es von Jugend auf gewohnt gewesen war, und da er starb, machte es sein einziger Sohn nicht anders. Nur ließ dieser die Zahl hinter seinem Namen fort, er hieß selbstverständlich, gleich allen ältesten Söhnen seines Hauses, Othmar.

Mit diesem Letzten, der in der That auch der letzte Mann des Hauptstammes war, gelangen wir zu der Zeit unserer Erzählung und werden bei dem alten Herrn, denn das war er bereits, fürs erste einkehren müssen.

Der Freiherr Othmar hatte gleich allen seinen Vorfahren seine Jugend auf Schloß Othmaringen unter der Zucht eines Hofmeisters still und fleißig verlebt und war, kaum erwachsen, in Begleitung des Lehrers

auf die Universität geschickt worden, um auf solche Weise allmälig in das weitere Leben eingeführt zu werden und seinen bisherigen Studien einen gewissen Abschluß zu geben. Nach einigen Jahren begab er sich, auch wieder dem Familienherkommen gemäß, auf große Reisen durch die schönsten Theile Europas, benutzte Zeit und Gelegenheit auf das beste und kehrte im Winter 1812 als — im besten Sinne gesagt — vollendeter junger Mann zu seinem Vater zurück.

Gleich darauf begann die Erhebung Norddeutschlands gegen die französische Zwingherrschaft, und obgleich bei den Othmaringen bisher niemals von einem eigenen Willen der Kinder gegenüber den Aeltern die Rede gewesen war, ließ Othmar sich doch durch seinen Enthusiasmus zur Aeußerung des Wunsches fortreißen, sich dem Aufstande anschließen zu dürfen. Damit traf er es indessen nicht weniger als gut. Die Antwort des Vaters war ein sehr ruhiger und bestimmter Abschlag, dem auf die erneuerten Bitten und Vorstellungen des Sohnes alsbald die noch entschiedenere Erklärung folgte, daß der Baron nicht im entferntesten daran dächte, seinen einzigen Sohn und Erben den Wechselfällen und Gefahren eines Krieges auszusetzen, und überdies auch bereits über die Zukunft desselben bestimmt hätte. Das Nähere, fügte der Alte kaltblütig

hinzu, werde der Sohn seiner Zeit erfahren und sich bis dahin in kindlicher Devotion und Obedienz gedulden.

In der That währte es nicht lange, bis sich die Pläne des alten Herrn enthüllten. Im Frühling empfing Othmar die Anzeige, daß der Vater ihm eine Braut ausgesucht und daß er sich zu den Aeltern derselben zu begeben habe, um die Erwählte kennen zu lernen und sich nach kurzer Frist mit ihr zu vermählen. Einwendungen versuchte der Sohn nicht, obgleich er eine andere Liebe im Herzen hatte. Er hatte sich ja erst vor kurzem überzeugt, daß der Wille des Vaters ihm gegenüber unnachgiebig und die Entscheidung desselben unumstößlich war. Er reiste daher gehorsam ab und stellte sich der Erwählten vor, der Tochter einer den Othmaringen von jeher befreundeten und an Rang, gutem Ruf und sogar an Vermögen ihnen ziemlich gleichstehenden Familie, sodaß, zumal die Dame jung, schön und von anerkannt vortrefflichem Charakter war, diese Wahl jeden Andern beglückt haben würde und selbst Othmar, nachdem er sich mit seinem Herzen einmal abgefunden, mit einem gewissen Vertrauen in die Zukunft schauen ließ.

Von einem großen, reichen, schönen Liebesglück war zwischen diesen beiden Menschen freilich um so weniger die Rede, als auch die Dame dem Wunsch und Willen

ihrer Aeltern die erste Liebe ihres jungen Herzens zum Opfer gebracht hatte. Wenn jedoch eine immer steigende herzliche Neigung und gegenseitige Achtung, Herzensgüte, Anmuth und Würde in allen Lebenslagen hier, und Charakterstärke und unwankbare Ehrenhaftigkeit da eine Ehe zu einer glücklichen zu machen vermögen, so verdiente diejenige Othmar's dies Beiwort in hohem Grade. Als dieser Bund nach neun Jahren durch den Tod der Baronin gelöst wurde, hatten beide einander eigentlich niemals schwere Stunden gemacht, und wenn etwas ihren Frieden getrübt hatte, so war es, daß von ihren vier Kindern nicht eins am Leben blieb. Wie beide geartet waren, war es nicht unmöglich, daß sie in einem solchen wiederholten Unglück eine Art von Strafe für den erzwungenen Bund erkannten. Die Baronin hatte dergleichen nach dem Tode des dritten — das vierte starb erst nach ihr — in ihrem tiefen Schmerze angedeutet, und ihr Gemahl hatte stumm und finster dazu das Haupt geneigt.

Wie betrübend diese Erfahrung auch für beide war, lag darin doch weder für den einen noch für den andern etwas Verletzendes. Denn beide wußten von einander und ehrten es, daß jene erste verlorene Liebe eine reine und echte gewesen war und, wenn auch still überwunden, doch niemals vergessen wurde.

Der Baron schien indessen seine Frau doch mehr geliebt zu haben, als dieser oder jener geglaubt haben mochte, denn nach ihrem Tode ging mit dem zwar nicht lebenslustigen, aber doch heitern Herrn eine Veränderung vor, die nicht größer zu denken war, und er lebte eine ganze Reihe von Jahren so einsam auf seinen Besitzungen weiter, wie es nicht einer seiner Vorfahren gethan hatte, und als sei er der Welt und dem Leben völlig abgestorben — ein stattlicher, ja schöner Mann, ein Dreißiger, und der letzte seines Stammes! Seine Umgebung fing an besorgt zu werden und der Arzt, der, wenn auch niemals vom Baron verlangt, dennoch gelegentlich einmal auf dem Schlosse vorzusprechen pflegte, mahnte und bat und schüttelte stets abgewiesen immer ernstlicher den Kopf und sprach gegen Florian Hausmann, den Pfarrer von Othmaringen, eine stets größere Besorgniß aus, daß es mit dem Herrn unmöglich lange so fortgehen dürfe, wenn man nicht ein trauriges, vielleicht baldiges Ende befürchten solle.

„Der Herr ist, was wir einen Melancholikus heißen", sagte er wohl, „und bei einem solchen bleibt es nicht bei leiblichen Störungen, es kommen nach und nach auch geistige. Ja, ich fürchte, sie haben schon angefangen. Was Teufel, ein Mann von solchen Jahren, solchem Rang, solchem Vermögen, und lebt wie ein

Kartäuser! Trinkt nicht, ißt nicht, reitet nicht, jagt nicht und weiß nicht, ob es noch Frauenzimmer in der Welt gibt — in allen Ehren gesagt. Denn der Herr muß wieder heirathen, Pfarrer, das macht den Mann gesund, das gibt ihm die nöthige Zerstreuung und Aufregung, und das endlich schafft ihm einen Erben, wie der Baron gerade ihn am ersten braucht. Mir däucht, auch Othmaringen sollte am meisten daran gelegen sein, und ich mache Sie dafür verantwortlich, Pfarrer, daß der Gnädige nicht blos seinen Zustand aus diesem Gesichtspunkt anschauen lernt, sondern auch von dieser Stimmung auf seinen Besitzungen unterrichtet wird Das Ding ist ohne allen Spaß."

Pfarrer Hausmann zuckte die Achseln. Er sah und wußte Alles, was der Arzt ihm sagte, besser als dieser, zugleich aber auch, daß hier selbst er keinen Einfluß auf den Herrn habe. Der Pfarrer hatte den Baron auf der Universität kennen gelernt und dort einen Freundschaftsbund mit ihm geschlossen, der einige Jahre später zu seiner Berufung auf die erledigte Pfarrstelle in Othmaringen führte und seitdem mit wachsender Herzlichkeit fortgesetzt wurde. Es gab keinen Menschen auf der Welt, dem Baron Othmar von jeher so schrankenlos vertraute, dem er einen so unbegrenzten Einfluß auf sich gestattete, vor dem er kein einziges Geheimniß

hatte, und zwar dieses Alles nur in Ansehung des Freundes und ganz abgesehen von dem Beichtvater. Er vor allen Andern durfte daher auch dem Arzt erwidern, wie er es pflegte: „Da, wenn irgendwo, Doctor, heißt es: wie Gott es will. Ich muß Ihnen leider zugestehen, daß die Hülfe sehr nöthig ist, daß ich aber keine weiß, noch sehe, wenn uns nicht irgend ein Zufall, irgend ein besonderes Ereigniß unterstützt, von dem ich freilich leider wieder nicht weiß, was es sein könnte, noch woher es kommen sollte. Und endlich, wenn es käme, wer weiß, ob auch das etwas nützte! Wesen und Zustand des Barons erschrecken mich zuweilen noch mehr, als sie mich betrüben."

So standen die Dinge, als um das Jahr 1831 etwa das von dem Pfarrer gewünschte besondere Ereigniß eintrat, freilich ohne fürs erste einen andern Eindruck auf den, wir müssen wohl sagen Kranken zu machen, als daß es ihn einigermaßen aus der brütenden Stille aufscheuchte und zu einer Art von Theilnahme und Thätigkeit zwang, ein Erfolg immerhin, für den Hausmann so gut wie die ganze Umgebung dem Geschick außerordentlich dankbar war.

Die einzige Familie, welche in der Gegend außer den Othmaringen noch ansässig geblieben, war die der Grafen von Schöneck gewesen, deren Wohnsitz und sehr

zusammengeschwundene Besitzungen am Ausgange des Thals lagen und an die Umgebungen der kleinen, oben erwähnten Stadt grenzten. Während ein jüngerer Zweig auswärts in Reichthum und Ansehen fortblühte, ging dieser ältere immer mehr zurück, und als um das Jahr 1820 der letzte Graf starb, ließ er sein einziges Kind, eine noch junge Tochter, in einer Armuth und Vereinsamung zurück, die völlig trostlos gewesen wären, hätten der Baron Othmar, der vom Vater gewünschte Vormund, und seine damals noch lebende Gemahlin sich des jungen Wesens nicht auf das thätigste und liebevollste angenommen. Der Baron setzte es bei den Lehnsvettern durch, daß man der Gräfin den armseligen väterlichen Besitz ließ und sie nicht als völlige Bettlerin in die Welt hinausstieß. Er nahm diesen Besitz unter seine Aufsicht und Pflege, er nahm auch die junge Dame selber in sein Haus und hielt sie gleich seiner Gemahlin wie ein eigenes geliebtes Kind, und als Gräfin Friederike im nächsten Jahr in einem Bade, das man wegen des leidenden Zustandes der Baronin besuchte, einen Herrn von Armfeld kennen lernte und von ihm um ihre Hand gebeten wurde, berieth das edle Paar die Pflegetochter mit älterlicher Treue und sah sie mit wahrem Schmerz in schier unverständlicher Hast und Heftigkeit dem Manne ihr Jawort geben und

endlich als Gattin folgen, dem weder der Baron noch seine Gemahlin zu vertrauen vermochten.

Seitdem waren jetzt zehn Jahre vergangen und der Baron hatte von der Dame wenig mehr erfahren, als daß ihre Ehe so unglücklich wie irgend möglich wurde und ihr Gatte sich von Jahr zu Jahr als ein unwürdigerer Mensch offenbarte. Auch dieses erfuhr er nicht von ihr selbst, sondern nur durch Mittheilungen Anderer, wenn er in den ersten Jahren nach dem Tode seiner Frau noch einmal in die Welt hinaus und mit alten Freunden zusammenkam, und sein Verkehr mit ihr beschränkte sich je länger desto mehr auf die Uebermittelung ihrer kleinen Revenuen. Der Baron hatte nämlich darauf bestanden, daß Schöneck und seine Einkünfte im Heirathscontract der Frau von Armfeld als unveräußerliches und unbelastbares Eigenthum erhalten wurden.

Jetzt kehrte die Dame plötzlich nach Schöneck zurück, nachdem sie ihren einzigen Trost, ihr Kind, verloren hatte und von dem im Duell gefallenen Gatten in der trostlosesten Lage zurückgelassen war. Denn nun wurde auch der Besitz von Schöneck, das sich allerdings unter des Barons Aufsicht sehr verbessert hatte, durch einen Verwandten angefochten, der von jener frühern Abtretung nicht einmal etwas erfahren, geschweige denn

ihr zugestimmt zu haben behauptete. Sie war so mißtrauisch geworden gegen alle Freundschaft und Theilnahme der Welt, oder so niedergedrückt durch die Wucht des traurigen Lebens, das ihr beschieden gewesen, daß sie schon einige Wochen lang auf Schöneck lebte, als ihr alter Vormund von dem Pfarrer, der gleichfalls nur durch reinen Zufall davon erfahren hatte, ihre Anwesenheit vernahm und zugleich eine Schilderung ihrer Lage erhielt, und sie trat dem Baron Othmar, da er hinübereilte — schon dies war ein Ereigniß in seinem stillen Leben — so scheu und ablehnend entgegen, als habe sie auch zu ihm und seiner Hülfe das Vertrauen verloren.

Der Baron raffte sich, wie wir vernahmen, aus seiner Versunkenheit auf; er wäre nicht der Mann von Herz und Gemüth, von Geist und Rechtsgefühl gewesen, als welchen ihn selbst jetzt alle ihm nahe Stehenden achteten und liebten, hätte er nicht die wärmste Theilnahme und das ernsteste Mitleid für die arme Frau empfunden und nicht begriffen, daß hier nur mit schnellem und entschiedenem Eingreifen geholfen werden konnte. Dazu fand er denn auch die rechten Leute und trug selber nach Kräften dazu bei, die verworrenen Angelegenheiten und Verhältnisse abzuwickeln und für die Dame zu retten, was noch zu retten war. Und als

es nach Jahr und Tag klar wurde, daß ein guter Ausgang der Streitigkeiten nur von einer persönlichen Verhandlung mit der Familie und der entscheidenden Behörde zu erwarten sei, entschloß sich Baron Othmar sogar zu der Reise in die Residenz.

Er ging fort als ein stiller, bleicher und müder Mann, der gar kein Geheimniß daraus machte, daß dieser Schritt hinaus ins Weltgetriebe für ihn ein sehr schwerer sei, und daß er ihn auch nur halb aus alter Liebe zu seinem frühern Mündel, halb in der Ueberzeugung zu thun vermöge, daß der Dame das himmelschreiendste Unrecht geschehe und daß jeder Ehrenmann verpflichtet sei, in solchem Fall mit seiner Hülfe nicht zurückzuhalten. Und nach drei Wochen kam er zurück als ein ernster, kluger, fester Herr und Gebieter, der nicht blos die Angelegenheit der alten Freundin glänzend durchgeführt hatte, sondern auch für sich selber aufgewacht zu sein schien, voll Bewußtsein seiner Stellung, voll Schaffenslust und Schaffenskraft.

Was in der Residenz geschehen sein und derartig auf ihn gewirkt haben könne, das erfuhr Niemand, und selbst der Pfarrer, dem der Herr entschieden am nächsten stand, vernahm nur eine Andeutung, die ihm freilich weitere Folgerungen möglich machte.

„Nun ja“, meinte der Baron ruhig, da der Freund

ihm zu der ernsten und lebhaften Thätigkeit gratulirte, in der er ihn erblickte, „todt bin ich am Ende doch noch nicht, Florian, und schwachsinnig auch nicht; darin täuschten sich die Leute. Allein sie hatten gewissermaßen ein Recht, mich in Gefahr zu glauben. Das merk' ich jetzt, wo ich mich aus meiner Stumpfheit aufraffe und nun alle die Mängel entdecke, die seither entstanden. Das soll nicht sein. Othmaringen ist mir zu lieb, als daß ich es so bald schon in andern Händen und ruinirt sehen möchte."

Da wußte denn der Pfarrer, wie bemerkt, ungefähr wenigstens, daß der Baron bei seinem Vetter in der Residenz, dem Geheimrath von Othmaringen, allerhand unbehagliche Eindrücke erhalten und schlimme Entdeckungen gemacht haben mochte. Und was er vernommen hatte, verrieth genau die Einsicht, die er so gut wie alle, welche es wohl mit dem Baron meinten, diesem gewünscht hatte. Allein wie dieselbe dem Herrn so plötzlich und nachhaltig aufgedrängt worden und was überhaupt zur Sprache gekommen und geschehen sein mochte, das blieb auch ihm jetzt wie später verborgen. Selbst zu Andeutungen, wie die eben angeführte, kam es nicht wieder; Baron Othmar war niemals besonders mittheilsam gewesen. Für den ernsten und liebevollen Beobachter fanden sich indessen allmälig andere Offen-

barungen, die sich leicht mit der ersten in Verbindung denken ließen.

Und zwar war das nächste Ereigniß in diesem bisher so stillen Kreise für den Pfarrer das überraschendste und wichtigste von allen: etwa drei Wochen nach seiner Heimkehr theilte der Baron dem Freunde eines schönen Tags mit, daß er Frau von Armfeld zur zweiten Gattin erwählt und ihr Jawort bereits erhalten habe. „Und denke Dir, Alter", fügte der Herr hinzu im Tone der tiefsten Bewegung und mit einem weichen Lächeln, das schon für sich allein ein Ereigniß geheißen werden durfte, da in des Herrn stillem Gesicht schon seit Jahr und Tag wohl einmal ein freundlicher Zug, aber niemals mehr ein wirkliches Lächeln erschienen war, „und denke Dir, das liebenswürdige Wesen hat es mir bekannt, daß sie mich längst und innig geliebt und damals Armfeld's Bewerbung so schnell angenommen und die Verbindung beeilt habe, um aus unserer Nähe zu kommen und womöglich von dem Gefühl frei zu werden, das nicht nur ein verlorenes war, sondern ihr meiner Frau und mir gegenüber auch freilich wohl als ein sündiges erscheinen mußte. Erinnerst Du Dich wohl noch an das, was ich Dir nach unserer Rückkehr aus dem Bade einmal sagte?"

„Ich erinnere mich daran", versetzte der Pfarrer mit

tiefem Ernst, „aber lassen wir's bei dieser unserer Erinnerung. Sehen wir doch auch hier, daß Gott Alles, selbst das anscheinend Sündige zum Guten zu wenden weiß. Und nun", schloß er, des Freundes Hand nehmend und fest in der seinen drückend, „nun lasse mich Dir von ganzem Herzen Glück wünschen zu diesem segensvollen Beschluß, und ebenso uns allen, die wir zu Dir gehören. Soweit ich die Dame seither kennen zu lernen vermochte, ist sie aus der Noth ihres vergangenen Lebens nicht nur rein und vorwurfsfrei, sondern noch geläuterter, schöner und verehrungswerther hervorgegangen. Ich hoffe von ihr viel Glück und Segen für Dich, Othmar, und für uns alle."

Diese Hoffnung erfüllte sich. Die Baronin Friederike wurde die liebevollste Gattin, die gütigste Gebieterin, die schönste und anmuthigste Schloßfrau, die jemals auf Othmaringen gehaust hatte. Die Heiterkeit und die Freude am Leben durchdrangen von neuem ihr Wesen und breiteten sich beglückend über ihre ganze Umgebung aus, die sie anbetete, wie alle Insassen der großen Besitzungen. Und der Baron bekannte in dieser wunderschönen Zeit mehr als einmal dem Pfarrer mit bebender Stimme und feuchten Augen, daß er so viel Glück auf der Erde niemals bisher geahnt, ja nur für möglich gehalten habe. „Es ist fast zu

schön, zu reich, als daß es dauern könnte", fügte er einmal hinzu.

Und auch diese — sagen wir Ahnung, sagen wir Prophezeiung? — traf leider ein. Die Freude und der Jubel auf den Othmaringischen Besitzungen waren unermeßlich, als die Baronin im zweiten Jahr ihrer Ehe einen Stammhalter gebar, der, anders als die Kinder erster Ehe, von Leben und Gesundheit so zu sagen strahlte und auf das prächtigste gedieh. Als der Knabe aber fast drei Jahre alt war, ertrank er in dem kleinen, zu dieser Jahreszeit fast wasserlosen Bach, der den Rasengrund auf der Jenseite des Schloßhügels durchschneidet, auf einer Stelle, wo er seither alltäglich am Ufer gespielt hatte, in den drei bis vier Minuten, während welcher die Wärterin, zwanzig Schritte davon mit dem vorbeigehenden Gärtner über irgend einen eben geäußerten kindlichen Wunsch des Kleinen sprach. Von dem Schmerz der Aeltern, von der Trauer im Schloß und auf den Besitzungen ist nichts zu sagen, sie gingen über jede Beschreibung hinaus, und die unglückliche Wärterin floh davor aus dem Leben.

„Ich hab' es Dir gesagt", sprach Baron Othmar zum Pfarrer, als derselbe auf die Trauerkunde ins Schloß geeilt war und mit dem Vater vor der armen kleinen Leiche stand.

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er", erwiderte Florian mit bebender Stimme, denn ihm selber brach beinahe das Herz nicht blos über diesen Verlust, sondern auch über den Ausdruck in den Worten, im Gesichte des Freundes; das war die ganze dumpfe, melancholische Resignation der vergangenen Jahre. „Dir bleibt noch viel Glück. Und wenn auch eine Blüte gebrochen wurde, es ist reich, schön und echt genug, um Dir andere zu schenken!"

„Warten wir", sagte Othmar so still hin.

Nach einiger Zeit schien sich auch die Prophezeiung des Pfarrers erfüllen zu sollen: man durfte auf einen Ersatz für den kleinen Verlorenen hoffen. Das Leben gestaltete sich wieder freundlicher, die Stimmung wurde wieder vertrauensvoller, und obschon das Kind, welches die Baronin ihrem Gatten schenkte, ein Mädchen war, wurde doch auch dieses vom Vater dankbar und von all den Seinen mit um so größerem Jubel aufgenommen, als Mutter und Kind so wohl wie möglich waren. In der Nacht vom fünften auf den sechsten Tag aber starb die Baronin Othmaringen, ohne irgend ein Vorzeichen, plötzlich — man sagte, an einem Herzschlag.

„Ich hab' es Dir ja gesagt", sprach Othmar auch diesmal zum Freunde, und als dieser, dem die Thränen unaufhaltsam aus den Augen drangen, nur zur Ant-

wort hatte: „Verzage nicht! Bleibt Dir doch noch Dein Kind, dem Du fortan Vater und Mutter bist!“ da erwiderte der Baron mit müdem Lächeln: „Nein, verzagen will und werde ich nicht, um des Kindes willen, obschon es ja auch nur eine Himmelsblüte ist.“

Das traf indessen nicht zu. Das Kind gedieh vielmehr auf das lieblichste und fröhlichste und entfaltete sich allmälig zu einer jener Erscheinungen, die nicht blos auf ihre nächste Umgebung, sondern auch auf alle Welt und zumal auf das Volk, wenn dasselbe ihnen nicht ganz fern bleiben muß, einen tiefen Eindruck machen. Man sagt von ihnen nicht, wie von andern Menschenkindern, daß sie hübsch, daß sie häßlich, daß sie dies oder das sind, sondern erfindet besondere Bezeichnungen für sie, die uns stets an den Sinn und Geist, an das Gemüth und die Poesie erinnern, welche uns aus den Volksliedern entgegenhauchen. Hier war die Bezeichnung obendrein eine gegebene, denn Charlotte Elisabeth, wie das Kind geheißen worden, war nicht die erste Dame von Othmaringen, welche mit einer Rose verglichen und als solche bezeichnet wurde. Aber es war immerhin wunderbar, daß dieser Name, oder sagen wir Titel, denn ein solcher war es, seit mehreren Generationen geruht hatte und schwerlich noch von einem Lebenden auf eine der Ahnfrauen wirklich

angewandt war, und trotzdem nun mit einem Mal wieder auftauchte und feierlich auf das junge Mädchen übertragen wurde. Man wußte keine besondere Gelegenheit, keine besondere Veranlassung, nicht, wer ihn zuerst ausgesprochen, noch wer ihn weiter getragen. Er war eben da und blieb fortan der Dame zu eigen, deren wirklichen Namen man darüber schier ganz vergaß. Wo man hier zu Lande von ihr wußte, oder sie sah, oder sie nannte, da war es niemals das Fräulein, sondern stets nur die Rose von Othmaringen.

Das Volk aber verleiht seine Titel und Würden selten oder nie nach Gunst und Laune, sondern fast immer nur aus gutem, richtigem Grunde und an den, der sie verdient und ihrer würdig ist. Und das war auch hier der Fall. Keine Dame von Othmaringen hatte jemals den Beinamen mit größerem Recht getragen, und wenn man überhaupt ein Menschenkind mit einer Blume und gar mit dieser vergleichen kann, so bot sich hier Veranlassung dazu. Als Charlotte Elisabeth von Othmaringen zur Jungfrau heranreifte, war sie eine junge Rose, nicht an Stolz, aber an Duft und Frische, an holdseliger Reinheit und Schönheit, der Augen- und Herzenstrost im Schloß und Dorf und wo man von ihr wußte.

Wenn hier also die schwermüthige Ahnung des

Barons nicht eintraf, so hielt er dagegen, was er in Ansehung seiner selbst versprochen hatte, auf das gewissenhafteste. Er verzagte nicht, noch sank er in jene traurige frühere Melancholie und Stumpfheit zurück, sobald und solange es galt, für sein Kind zu sorgen und die Zukunft desselben zu sichern. Von dem Augenblick an, wo das kleine Wesen die erste, gefährlichste Zeit seines Daseins hinter sich und nach menschlicher Voraussicht ein frohes Gedeihen und Entwickeln vor sich hatte, betrieb Baron Othmar die Uebertragung seines Besitzes auf dasselbe mit einer Energie und Ausdauer, wie kein Mensch diese Eigenschaften ihm in solchem Maße zugetraut hatte, und sorgte daneben mit der liebevollsten, einsichtigsten und unermüdlichsten Treue für Alles, was die Erziehung und Ausbildung des Kindes verlangte. Er wußte sich nicht blos eine vortreffliche Erzieherin zu verschaffen und die nöthigen Lehrer anzustellen, sondern vermochte auch eine Verwandte seiner ersten Frau, sich auf Schloß Othmaringen niederzulassen, seinem Hause vorzustehen und seiner Tochter nach Kräften die Mutter zu ersetzen — eine Dame von Geist und Bildung, von außerordentlicher Herzensgüte und Würde, welche nach dem Tode ihres Gatten ihre, wenn auch beschränkte, doch ganz unabhängige Stellung nur aus reiner Theilnahme für den

vereinsamten alten Freund und sein verwaistes Kind aufgab.

Darüber vergingen Jahre, die, wie angedeutet, für den Baron viel Unruhe und Bewegung mit sich brachten. Dann aber, als er Alles geordnet wußte und auch seinen Hauptzweck erreicht hatte — zum mindesten Othmaringen selbst und somit den schönsten Theil seiner Besitzungen seinem Kinde zu sichern — ließ auch die Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte von neuem nach und er versank allmälig wieder in die melancholische Stille und Träumerei, welche vordem die Seinen so sehr betrübt und geängstigt hatte. Zu dieser letztern Empfindung war jedoch jetzt kein Grund, denn der Zustand des Barons war immerhin ein anderer, besserer geworden, sei es auch nur, weil ihn gegenwärtig zum mindesten ein Interesse, ein Gefühl stets beherrschte und Geist und Herz stets — sagen wir: in Thätigkeit erhielt. Das war die Liebe zu seiner Tochter und die Sorge für ihr Wohl.

Er war ein stiller und ernster Mann; so still, daß man oft tage=, ja wochenlang kein anderes als das allernothwendigste Wort von ihm vernahm und selbst dieses ihm augenscheinlich schwer wurde; so ernst, daß man selten oder nie mehr eine Bewegung in seinen Zügen zu beobachten hatte, weder Freude noch Trauer,

weder Theilnahme noch Aufmerksamkeit und am wenigsten jemals etwas wie Heiterkeit. Von ihm konnte man wirklich sagen, was in einer gewissen Literaturepoche nach Byron's Vorgang als Attribut einer ganzen Klasse von Romanhelden angeführt wurde: er hatte das Lachen vergessen. Nur die Liebe zu seiner Tochter offenbarte sich wohl einmal außer der gelegentlichen Thätigkeit und schaffenden Sorge für sie und ihre Bedürfnisse in einem tiefzärtlichen Blick seines Auges. Und wenn er unglücklicherweise jemals durch irgend Jemand oder irgend etwas an seine Verwandten in der Residenz erinnert wurde, so rückten die Brauen noch ein wenig näher zusammen, und in dem Auge erschien ein gewisses Drohen, das die Seinen erschrocken das böse Thema so weit wie möglich auf die Seite schieben ließ. Florian Hausmann zum mindesten wußte von Baron Othmar selber, daß dieser Haß gegen jene Verwandten das zweite und letzte tiefere Gefühl war, das es überhaupt noch in diesem Herzen gab.

Um die Verwaltung seines Vermögens und seiner Besitzungen bekümmerte er sich längst so gut wie gar nicht mehr, selbst die jährliche Abrechnung mußte der alte Rentmeister jedesmal beinahe erzwingen. Und wenn er überhaupt noch nach irgend etwas fragte, so waren das die Armen, deren es freilich auf seinem Gebiet so

gut wie gar keine gab, und die prachtvollen Waldungen, wo er von den nöthig werdenden Holzschlägen und Verkäufen stets unterrichtet werden wollte und die einen wie die andern wo irgend möglich verhinderte oder doch auf das knappste Maß beschränkte. Die Erhaltung und Pflege seiner Waldungen war seine einzige Liebhaberei; er schweifte zuweilen tagelang einsam in ihnen umher und brachte hin und wieder ganze Wochen ebenso einsam in Neu-Othmar zu, jenem zweiten, zum Theil noch bewohnbaren Schlosse, wo ihn der Wald ringsum so zu sagen von allem Verkehr mit der Welt abschloß.

Denn er machte kein Geheimniß daraus, daß er von der Welt da draußen nichts möge noch wolle, ohne einen besondern Grund für solche Abneigung zu haben, und verließ seine Besitzungen eigentlich niemals mehr. Er weigerte sich auch entschieden, seine Tochter nach der Sitte seiner Vorfahren zur Vollendung ihrer Ausbildung noch auf einige Zeit in ein Kloster zu schicken oder sonst von sich zu lassen; und als Frau von Soldnau, jene oben erwähnte, auf Othmaringen lebende Verwandte, später, da Charlotte erwachsen war, ernstlich auf eine größere Reise drang, um das Mädchen doch auch einmal etwas Anderes sehen zu lassen als die Berge und Thäler, den Wald und den Fluß der

Heimat, da war seine Einwilligung nur schwer und für eine kurze Abwesenheit zu erlangen.

„Wenn der Mensch nur in seiner Heimat daheim ist, so ist Alles recht und jedes Weitere von Uebel", sagte er damals und sagte er auch später. „Wenn die Welt etwas von meiner Tochter will — was Gott gnädig verhüten möge! — so soll sie zu ihr kommen. Charlotte braucht nichts von ihr."

Das junge Mädchen stimmte dieser Ansicht gewissermaßen bei. Sie hatte auf jener einzigen Reise ihres Lebens da draußen vor Heimweh weder Freude noch Genuß gehabt. Sie liebte ihre stille grüne Heimat leidenschaftlich und behauptete, es könne keine Stelle auf Erden geben, an der es schöner sei als in ihrem geliebten Othmaringen mit seinen waldüberrauschten, von frischen Quellen durchrieselten Thälern und Höhen.

Zweites Kapitel.

Die Rose von Othmaringen.

Das junge Mädchen hatte freilich in gewissem Sinne nicht Unrecht. Wir haben schon beim Eingange unserer Erzählung gesagt, daß das Thal von Othmaringen, welches sich bei dem Dorf am Flusse aufthat und dort hinten endete, wo die Thürme der alten Stadt sich, von hier aus nur in feinen Linien sichtbar, erhoben, eins der anmuthigsten war, und wenn man in dasselbe eindrang, traf man bald überall auf Punkte und Aussichten, wo der ernste Gesammteindruck durch die lieblichsten Einzelzüge unterbrochen und gemildert wurde.

Dies war zumal auf der Rückseite des Schloßhügels der Fall, wo sich gewissermaßen ein kleines Nebenthal und ein prachtvoller Rasengrund öffnete und

so zu sagen zur Folie der Parkanlagen diente, auf die schon von des Barons Aeltern her sehr viel Kosten und Mühe, aber auch sehr viel Liebe und Geschmack gewandt worden waren. Letzteres zeigte sich besonders darin, daß man der Natur wo irgend möglich freien Spielraum gewährt hatte und nur, wo es nöthig wurde, ihr liebevoll zu Hülfe kam; daß man hier und da eine Durchsicht öffnete auf den Fluß und die fernen blauen Berge; daß man die Wege zog, die aufwärts und abwärts von einem schönen Punkt zum andern führten; daß man diesem oder jenem alten Baumriesen Raum verschaffte, sich in seiner vollen Majestät bewundern zu lassen, und daß man die Hecken und Berceaus, die Bosquets und Gruppen, welche die Natur erschaffen, geschickt in den Plan zog, nach dem Alles geordnet und diese ganze Gegend, fast bis Neu-Othmar hinauf, zu einem Park umgestaltet wurde, in dessen grünen Tiefen sogar das Wild noch vertraulich weilte und wo es den Vögeln besser gefiel als in allen andern Revieren.

Es gab hier, wie wir wiederholen, die reizendsten Punkte, und wer zum Beispiel dort drüben saß, wo es aus dem Grunde wieder aufwärts ging und eine gewaltige, wundervolle Buche einen weiten Raum mit ihren mächtigen Zweigen überschattete, der mußte in der That das Landschaftsbild, welches ihn von allen

Seiten umgab, für eins der schönsten halten, das überhaupt auf deutschem Boden zu finden sein möchte. Nach rückwärts verdichtete sich der Wald, aufwärts gegen das alte Schloß zu und auch rechts hinaus streifte der Blick nur in die üppigsten und zugleich friedlichsten Waldtiefen hinein und über kleine Matten hin, welche hier und da im leuchtendsten Grün an den schon höhern Bergen sichtbar wurden. Links jedoch gab es eine jener oben erwähnten Durchsichten auf den Fluß und die fernen Höhenzüge, während vornan die Kirche und die Häuser des Dorfes Othmaringen aus ihren Gärten hervorschauten. Gerade gegenüber hatte man den Schloßhügel mit terrassirten eigentlichen Gartenanlagen und reichen Blumenpartien, und selbst das Schloß ordnete sich hier zum mindesten nicht störend in das schöne Ganze ein. Eine breite Veranda war von Rosen und wildem Wein übersponnen, und das Gerank kletterte hier und da auch an den Mauern aufwärts und umfaßte und beschattete die Fenster mit üppigem Laubwerk und schimmernden Blüten.

Kurz, die Stelle war wunderschön, und wenn sie auch der Baron nicht liebte, den der ganz nahe herabfallende und im Grunde weiter fließende Bach an das schwerste Unglück erinnerte, das in den Augen Mancher jemals ihn und sein Haus getroffen hatte, so war sie

doch allen übrigen Schloßbewohnern ans Herz gewachsen, wäre es auch nur um deswillen gewesen, weil die Rose von Othmaringen die Bank unter dem stolzen Baum für ihr eigenstes Eigenthum und für ihren Lieblingsplatz erklärt hatte. Ja, wenn man dort stand und sich umschaute, und der Morgen ein so schöner war wie der heutige, so prächtig frisch und klar, mit solchem Duft an den Waldbergen und solchem Thaugefunkel auf dem Rasen, überwölbt von einem so tiefen Blau und Alles wie gebadet im Sonnenglanz, da durfte man schon, wie die alte Dame, die sich jetzt hier zeigte, mit feuchten Augen um sich blicken und die Hände faltend gleich ihr in die Worte ausbrechen: „O, es ist doch nirgends so schön als in Othmaringen!"

„Ich habe damals über das Heimweh halb gelacht, halb gezankt, das unsere Kleine nach Hause trieb", redete sie weiter, leise das Haupt wiegend und indem ihre Augen wie grüßend von einem Punkt zum andern glitten, „allein jetzt bitt' ich's ihr ab. Es ist mir nicht besser ergangen, obgleich ich doch obendrein bei den Meinen weilte. Es war zumal in diesen letzten Wochen wie ein wirklicher, körperlicher, schmerzhafter Griff, der mich erfaßte und hierher zog."

„Sie waren auch lange, lange fort, meine gnädige Frau", bemerkte ihr Begleiter, der Pfarrer Florian

Hausmann; „es ist in wenigen Wochen ein rundes Jahr, und wenn Sie sich endlich nach Othmaringen sehnten“, fügte er hinzu, während ein mildes Lächeln durch sein stilles Gesicht glitt, „so waren wir noch weniger gut daran, denn wir verlangten nach Ihnen.“

Sie lächelte gleichfalls. „Spotten Sie nur, Pfarrer“, sagte sie. „Sie wissen gut genug, daß mein Heimweh nicht blos dem Ort, sondern auch und noch viel mehr unserm ganzen kleinen Kreise galt, vor allem aber unserer Rose. Lassen Sie uns niedersitzen, mein Freund“, fuhr sie fort und nahm selber Platz auf der Bank. „Ich segne den Zufall, der Sie mir schon heute Morgen und hier entgegenführt. Denn wenn ich Sie auch jedenfalls heute noch zu sprechen versucht hätte, wer weiß, wie und wo und unter welchen Störungen das hätte geschehen können! Es gibt so viel zu bereden, zu fragen, zu erzählen! — Ein rundes Jahr fern — Sie haben Recht! — und wenn ich mir das klar mache, erschrecke ich von neuem und fühle wieder die Angst und Sorge, die mich drüben oft genug gepeinigt — glauben Sie's nur, Pfarrer! — und ich quäle mich wieder mit der hundert- und aber hundertmal auftauchenden Frage, ob diese lange Entfernung denn gar nicht zu vermeiden, abzukürzen gewesen, ja ob über-

haupt die ganze Reise nicht am Ende überflüssig oder gar zu egoistisch —"

„Nun, nun, Frau von Soldnau, übertreiben dürfen Sie auch nicht", fiel der Pfarrer ein. „Daß eine Mutter zu ihrer Tochter geht, zumal wenn es in deren Häuslichkeit Verhältnisse und Zustände gibt, wie im vergangenen Herbst und Winter bei Ihrem Kinde, darin kann schwerlich irgend Jemand etwas Anderes entdecken als die Erfüllung einer Pflicht und die Befolgung eines Naturgesetzes. Und ebenso, daß Sie dann im Frühling krank wurden und viele Wochen darniederlagen, sodaß eben ein Jahr verging, wo wir uns auf einige Monate eingerichtet hatten, nun, der Herr rechnet eben anders als wir kurzsichtigen Menschenkinder."

„Ja gerade diese unglückselige Gicht!" versetzte die Dame, lebhaft den Kopf schüttelnd. „Ich bekenne mich zu der Sünde, daß ich wärend der Krankheit und noch mehr während dieser endlosen sogenannten Genesung ganz erschrecklich gegen den lieben Gott gemurrt habe! Gerade mir diese Krankheit, die ich sonst in meinem Leben noch nie etwas von dergleichen wußte und seit meinen Kindertagen nur meiner Kinder wegen ein paar Mal im Bett lag! Und gerade jetzt, wo ich mich mit aller Herzenskraft zu Euch hierher sehnte und dort

nichts mehr zu thun hatte! Es war bös, Pfarrer, bös, sag' ich Ihnen! Und so wohl es auch unserm Herzen thut, wenn wir erfahren, daß wir entbehrt werden, andererseits thut's doch auch wieder weh, wenn man sich eben entbehren lassen muß und nicht helfen kann, wo man seine Hülfe begehrt und nöthig weiß. Und wenn dann endlich gar kleine Zeichen kommen, daß das Entbehren ein Ende nimmt und —"

Des Pfarrers Hand, welche sich auf die ihre legte, und das beinahe muntere, ja fast schalkhafte Lächeln, das in seinen Zügen erschien, ließen sie inne halten. „Jetzt lassen Sie's genug sein", sprach er dabei. „Sie sind schon bei den Anklagen angelangt, meine alte Freundin, und die erste ist gleich so himmelschreiend ungerecht — Sie wissen das übrigens selber sehr gut! — daß ich von den folgenden nichts mehr hören will."

„Macht Alles das Heimweh, Pfarrer!" sagte sie mit einem komischen Seufzer.

„Redensart, alte Freundin", versetzte er launig. „Das Heimweh ist wie die Seekrankheit; wenn man daheim oder am Lande ist, verlieren beide ihre Kraft. Sie sind jetzt wieder unter uns, und da müssen die Grillen und Sorgen aufhören."

„Ach, Pfarrer, Mißtrauen und Neid war es auch", meinte sie, auf seinen Ton eingehend. „Ich fürchtete

eben, die alte Tante Katharine könne mich ausstechen und mir Eure Herzen und meinen Platz nehmen."

Florian Hausmann machte ein ernstes Gesicht. „Das ist selbst als Scherz nicht recht von Ihnen", sagte er. „Sie kennen die gute Dame länger und besser als wir und konnten keinen Augenblick zweifeln, daß gerade der Vergleich zwischen ihr und Ihnen den Wunsch, Sie wieder hier zu sehen, immer lebhafter machen mußte."

„Bei allen, Pfarrer?"

„Bei allen, Frau von Soldnau! Die alte Dame ist ein herzensgutes, liebenswerthes Wesen, aber der Stellung, die sie hier einzunehmen hatte, nirgends gewachsen, weder für das Hauswesen, noch den Menschen gegenüber, und am wenigsten bei dem Baron und der Kleinen."

„Es ging also gar nicht, Pfarrer?"

„Das ist zu viel gesagt, Frau von Soldnau! Die Dame ist, wie mir scheint, theils zu schüchtern und unselbstständig, theils selber zu still, als daß sie irgendwie bestimmend, ordnend, ermunternd und anregend einwirken könnte, wie es auf Othmaringen nothwendiger ist als irgendwo sonst. Und gerade für unsere Rose war sie am wenigsten, was derselben zumal in ihrem jetzigen Alter noth thut, die treue und ernste

Führerin und Beratherin, die mütterliche Vertraute, an die das Kind sich lehnen, auf die es hören, nach der es sich bilden soll, die ihm selbst in unserer Einsamkeit Welt und Leben erschließt. Glauben Sie mir, meine Freundin", fügte der Pfarrer sehr ernst hinzu, „es gibt dabei Manches, was mir gerade in Ihrer Abwesenheit zuweilen schwer aufs Herz gefallen ist!"

Der Pfarrer sah sorgenvoll vor sich nieder, die Dame, leicht an den Stamm der Buche zurückgelehnt und die Arme gekreuzt, schaute sinnend in die Ferne, und beide waren eine ganze Weile still, bis die letztere endlich, den Kopf wendend, ihre Augen mit tief nachdenklichem Blick auf der ernsten Miene des Geistlichen ruhen ließ und gedämpft sagte: „Sie meinen jenen neuen seltsamen Gast vom vorigen Herbst und Frühling, mein Freund? In der That, diese Kunde war für mich eine so überraschende, so bedenkliche, daß ich schon darum meine Entfernung auf das bitterste beklagte. Nun, Pfarrer, also an den dachten Sie?"

„Doch nicht eigentlich oder wenigstens nur mittelbar", versetzte der Pfarrer kopfschüttelnd, „und zwar weil sein Eintritt in unsern Kreis und sein Verweilen allerdings die Gedanken und Erwägungen noch vertiefen und ernster machen mußte, welche uns, die wir dem Baron und der Kleinen am nächsten stehen, doch

wohl schon seit längerer Zeit beschäftigt haben und beschäftigen mußten. Von ihm selber ist dabei kaum, ich glaube fast, sicher nicht die Rede."

Die Dame wiegte das Haupt. „Und doch ist der Freiherr von Bilingsfelden ein noch junger und reicher Mensch, ein stolzer, untadelhafter Cavalier, ein berühmt schöner und gefährlicher Mann, lieber Pfarrer!"

Er schaute sie überrascht an. „Kennen Sie ihn denn, Frau von Soldnau?"

„Wie Sie das nehmen, Pfarrer. Persönlich, nein, aber durch den Ruf und Mittheilungen seiner Bekannten, ich glaube, ja. Ehrlich gestanden, als mir die Kleine im vorigen Herbst plötzlich von ihm und seinem Auftreten schrieb, war ich sehr überrascht, zumal aus ihrem Briefe hervorging, daß der Baron ihn wie einen Bekannten aufgenommen und willkommen geheißen, ja anscheinend sogar eingeladen habe. Sagen Sie selber, ob mir, die ich jetzt seit sechzehn Jahren hier lebe und alle Neigungen, Stimmungen, ja sogar Bekanntschaften meines Vetters kenne, das nicht auffallen mußte. Ich erkundigte mich denn auch sogleich nach den nähern Umständen, erhielt von der Kleinen aber so gut wie keine Auskunft. Halb behauptete sie nichts Näheres zu wissen, als daß der Herr eben zur Jagd komme, halb schien ihr die Sache so unbedeutend, daß sie der-

selben neben all ihren übrigen Mittheilungen und Plaudereien vergaß. Henriettens Nachrichten waren noch dürftiger. Ich ließ das Ding also gut sein", fuhr die Dame nach einer kleinen Pause fort, „aus der Ferne konnte ich nicht vorsichtig genug sein, dachte ich. Als ich jedoch im März las, daß er von neuem hier gewesen, und wieder nur die trockene Mittheilung erhielt, da wurde auch dies eine meiner Sorgen und ich war darauf und daran, an Sie zu schreiben, Pfarrer, als meine Krankheit dazwischen kam. Da blieb denn Alles liegen, aber vergessen that ich's nicht, und als ich neulich durch die Residenz kam, bin ich eigens ein paar Tage länger dort geblieben, um mehr von dem Herrn zu erfahren."

„Und das war?" fragte der Geistliche aufmerksam.

Frau von Soldnau schüttelte den Kopf. „Tauschen wir unsere Erfahrungen aus", versetzte sie. „Zuerst sagen Sie mir, was Sie von ihm und seinem hiesigen Auftreten wissen, denken, urtheilen; dann komme ich."

Der Geistliche zuckte mit einem Lächeln die Achseln. „Das ist schnell gesagt", erwiderte er. „Der Herr besitzt, glaube ich, dort draußen, ein paar Stunden von der Stadt, seit einiger Zeit ein kleines Gut, das er zur Jagdzeit aufsucht. Im vorigen Herbst traf er zufällig in der Stadt mit unserm Othmar zusammen,

der dann, wie Sie wissen, dort das alljährliche große Holzgeschäft persönlich abschließt. Er ist, denke ich, sogar eine Art Verwandter —"

„Gewiß", fiel die Dame ein. „Seine Mutter war eine Comtesse Eylingshausen und die rechte Tante des Grafen Felix."

„Nun gut, sie trafen sich — ob sie einander schon früher gekannt, weiß ich nicht — und da Othmar von dem Zweck seines Aufenthalts in dieser Gegend erfuhr lud er ihn hierher ein. Es waren damals gerade Klagen über die überhand nehmende Vermehrung des Wildstandes laut geworden. Der Herr nahm das dankbar an, kam her, verweilte vierzehn Tage und wiederholte den Besuch im Frühling auf etwa ebenso lange Zeit. Das ist Alles, und Sie sehen, es ist einfach und natürlich genug."

„Und nun sein Auftreten, sein Benehmen, sein Verkehr mit dem Baron, den Andern — Ihr Urtheil, Pfarrer?" fragte die Dame mit ernstem, forschendem Blick.

„Meine Freundin, Sie wissen, ein so häufiger Gast bin ich eigentlich auf dem Schlosse nicht, daß ich, was Sie da sagen, an einem Andern bis in die Einzelheiten beobachten könnte", entgegnete Florian Hausmann ruhig. „Ueberdies hat Herr von Bilingsfelden vor allem den

Zweck seines hiesigen Aufenthalts im Auge behalten und war meist nur abends daheim, wo ich daher noch seltener Gelegenheit fand, ihn zu sehen und zu hören. Doch darf ich sagen, daß er mir sehr gefallen hat; er ist ein vornehmer Mann im besten Sinne des Worts, zurückhaltend im Ganzen, aber durchaus artig, ein Mann von Charakter, von Takt, von mehr Bildung, scheint's, als man sonst in einem Herrn seines Standes und seiner Carrière gewöhnlich finden soll. Und endlich spricht es in meinen Augen neben manchem Andern sehr für ihn, daß er mit unserm Othmar vortrefflich umzugehen versteht und anscheinend gern umgeht."

„Nun aber mein Vetter, wie urtheilt er? Wie denkt er sich die Fortsetzung dieses Verkehrs und seinen Einfluß auf unsern Kreis, mit einem Wort, die Zukunft?" fragte die Dame nach einer Pause mit dem Ausdruck des sorgenvollsten Nachdenkens.

„Meine gnädige Frau", versetzte der Pfarrer in ceremoniösem Ton, als fühle er sich nicht recht zufrieden mit dem eben Vernommenen, „wenn Sie darunter die Zukunft seiner Tochter verstehen, so ist mir Ihre Frage nicht ganz klar. Sie wissen so gut wie ich, daß der Baron, wenn er überhaupt an dergleichen denkt, sich niemals darüber äußert, auch gegen mich nicht. Sie

müssen von diesen seltsamen Anknüpfungsversuchen der Verwandten drüben gehört haben; man probirte es ja sogar bei dem Kinde selber. Das wäre denn nun doch wohl ein Punkt gewesen, über den man hätte sprechen sollen, trotz seiner Feindschaft oder gerade wegen derselben; ich gestehe Ihnen, daß mich diese Versuche sehr nachdenklich gemacht haben. Aber er ließ nicht ein einzig Wort darüber laut werden. Und so auch hier. Er ist in seiner Weise sehr freundlich gegen den Herrn und sagte zu mir schon im vorigen Herbst: „Sieh ihn Dir an, Florian! Das ist ein Edelmann, man findet nicht mehr viele solche.“ Das war indessen auch Alles. Von irgend einem Plan, irgend einer Absicht war und ist bestimmt keine Rede, dafür bürge ich. Er denkt nicht an eine Trennung von seinem Kinde. Er hat es zu lieb.“

Die Dame war ersichtlich durch des Pfarrers Antwort gleichfalls nicht befriedigt. „Nun gut, lassen wir das also“, meinte sie, „besonders diese Versuche, deren Sie gedachten. Ich habe ja keinen Grund zur Abneigung gegen diese Menschen, allein ich freue mich fast, daß Othmar so entschieden gegen sie. Ich hörte auch jetzt wieder in der Residenz so unbehagliche Dinge von ihnen. Im Uebrigen aber — allen Respekt vor Ihrer Erfahrung und Einsicht, mein Freund, allein darüber ist

mit Junggesellen am Ende kaum zu reden; mein Vetter ist gewissermaßen auch nur ein solcher. Und so komme ich denn zu meiner letzten, sorgenvollsten Frage: Wie steht Charlotte selber zu dem Fremden? Haben Sie eine Ahnung, wie sie von ihm denkt?"

Der Geistliche machte eine abwehrende Bewegung. „Frau von Soldnau", sagte er, „Sie trauen meiner Freundschaft für den Vater und meiner Liebe zu dem theuren Kinde wohl zu, daß auch ich mir diese Frage vorlegte und beobachtete, so gut ich's vermochte, ebenso aber auch, daß ich gerade in diesem Punkt am allervorsichtigsten war, am allerwenigsten eine Frage stellte. Wozu das Kind auf etwas bringen, das ihm vermuthlich bisher völlig fremd blieb? Beobachtet habe ich nichts, was für das Gegentheil spräche, erfahren von ihr selbst noch weniger. Und da sie mir bisher stets ein schrankenloses Vertrauen gewährte und Alles zur Sprache brachte, was ihr Herz und ihren Kopf bewegt, so darf ich wohl schließen, daß sie in dem Herrn nichts Anderes sieht als den Gast ihres Vaters und den angenehmen, gebildeten Mann, dessen Unterhaltung ihr gelegentlich Freude macht."

„Das gebe Gott, es wäre sonst auch ein großes Unglück!" sagte Frau von Soldnau so tief aus dem Herzen heraus, daß des Pfarrers Augen mit einer Art

von Bestürzung den ihren begegneten. „Ja, Pfarrer, ja, ein großes Unglück!“ wiederholte sie in gleichem Tone. „Ich sagte Ihnen vorhin, daß ich mich erkundigte nach ihm und was ich über ihn erfuhr. Darin ist denn allerdings kaum etwas Nachtheiliges und stimmt es ja auch ungefähr mit Ihrem Urtheil überein. Man hat ungemeine Achtung vor ihm und sogar Respekt, beliebt aber ist er im Allgemeinen nicht, selbst nicht unter seinen Kameraden; er ist ihnen zu stolz, — manche heißen's hochmüthig — zu kalt und schroff. In den höchsten Kreisen dagegen soll man ihn sehr gern haben und zeichnet ihn entschieden aus; er ist seit vier oder fünf Wochen unter die Adjutanten unseres Fürsten aufgenommen, und das Alles ist um so wunderbarer, als — passen Sie auf, Pfarrer — als es eine Art von öffentlichem Geheimniß ist, daß Prinzeß Constanze ihm sehr geneigt ist und daß er selbst dieser Neigung gegenüber zum mindesten nicht kalt blieb. Mein Gewährsmann hielt es sogar für nicht unmöglich, daß diese Verbindung am Ende durch eine Heirath sanctionirt würde. Es wäre sonst zum wenigsten unverständlich, wie man die Dinge hätte so weit gedeihen lassen können. Sie sehen also wohl, Pfarrer!“

Florian Hausmann schaute nachdenklich vor sich hin. „So täuschte ich mich also nicht“, bemerkte er nach

einer ganzen Weile, zur Nachbarin aufblickend. „Sein Wesen machte mir ein paarmal den Eindruck, als ob er gebunden sein möge — nicht glücklich, schien mir's. An eine solche Verbindung freilich konnte ich nicht wohl denken."

In diesem Augenblick wurde von den Büschen her, welche sich gleich hinter dem alten Baume und fast noch unter dem Schirm seines mächtigen Gezweigs erhoben, ein so eigenthümliches Geräusch vernehmbar, daß das Paar auf der Bank zugleich die Köpfe und Augen dahin wandte. Es klang wie ein schwerer Seufzer, ja fast wie eine Art von kurzem, qualvollem Aufschluchzen, und dann folgte unmittelbar ein anderer Laut, als ob sich ein Wesen rasch und gleichgültig, ob man diese Bewegung bemerke oder nicht, durch das Gebüsch in den Wald hinein entferne. Ein Zweifel konnte nicht stattfinden. Die Zuschauer sahen ein paar Büsche sich wirklich bewegen, und von einem Winde war am heutigen Morgen nicht die leiseste Spur wahrzunehmen.

Die Dame erhob sich schnell, der Geistliche sprang sogar auf. „Was um Gottes willen war das?" fragte die erstere erschrocken. „Haben wir denn einen Zuhörer gehabt? Pfarrer, um des Himmels willen, wenn es die Kleine selbst gewesen wäre! Ich weiß, sie ist draußen, und hier ist ja ihr Lieblingsplatz!"

Florian Hausmann war bereits an den Büschen; allein sie erhoben sich gerade hier dicht und verschlungen wie eine künstliche Hecke, sodaß man weder sich schnell durchzudrängen, noch auch nur hindurchzublicken vermochte, und als er auf den Pfad zueilte, der eine kleine Strecke weiter oberhalb auf den Platz mündete und einen Blick auf das rückwärts liegende Terrain gewährte, war nirgends mehr ein lebendes Wesen zu erblicken. Der Wald wurde hier freilich, wie wir bereits sagten, dichter von Schritt zu Schritt, sodaß, wenn anders Jemand dergleichen suchte, in nächster Nähe eines Spähenden mehr als ein Versteck zu finden war.

„Nichts!" sagte der Geistliche, als er zurückkehrte und dem unruhigen Blick der Dame begegnete, die Achseln zuckend. „Und daher möchte ich denn auch fast glauben, daß wir uns ganz täuschten, oder daß es eins von den zahmen Rehen war. Ein Menschenkind, zumal ein Mädchen, und wäre es auch so wild wie gelegentlich unsere Rose" — er lächelte — „kommt nicht so schnell und unsichtbar durch die Büsche."

„Gott geb' es, daß wir uns täuschten, oder daß es zum mindesten nicht Charlotte war", erwiderte die Dame sorgenvoll und wandte sich dem Wege zu, der seitwärts den Hang entlang führte und sich allmälig dem Fluß und dem Dorf näherte. „Wenn es ist, wie Sie meinen,

alter Freund, und wie wir's alle wünschen müssen, so wäre ja anscheinend keine Gefahr dabei; allein es würde mir — ich weiß nicht weshalb — trotzdem wie ein wirkliches Unglück vorkommen."

„Weshalb? Die Antwort scheint mir nicht schwer. Augen und Herz, wie Charlotte sie Gott Lob! hat, müßten freilich vor einem Einblick erschrecken, wie Ihre Mittheilung ihn eröffnet. Das Kind hat — nochmals Gott Lob! — bisher keine Ahnung von den traurigen, verwirrten und schmuzigen Zuständen in der sogenannten Gesellschaft."

Die Dame blieb stehen und schaute ihren Begleiter kopfschüttelnd an. „Das, mein Freund, ist, mit Ihrer Erlaubniß gesagt, eine Redensart", versetzte sie bestimmt, „und widerspricht obendrein ganz seltsam Ihren sonstigen Ansichten und Grundsätzen, mit denen Sie die Doctorin und mich stets unterstützten. Nein, darauf gründet sich meine Sorge nicht, oder wie Sie's heißen wollen; vielmehr — aber lassen wir das, wie auch den Grund Ihrer Verstimmung, den ich Ihnen übrigens keineswegs schenke", brach sie weiterschreitend ab. „Ich muß am Ende doch wohl ins Haus, ich habe Othmar gestern Abend kaum und heute Morgen noch gar nicht gesehen. Und da möchte ich noch rasch ein paar Worte über unser Kind sagen. Sie hießen die Charlotte eben

wild, Pfarrer; daran knüpfe ich an. Wissen Sie, Freund, sie kommt mir sehr verändert vor, gar nicht mehr wild, noch fröhlich, wie viel ich auch auf unsere gegenseitige Bewegtheit bei diesem Wiedersehen rechne; so ruhig, so klar, anmuthig, ja, sehr! Sie ist liebreizender als je, aber eben gar nicht fröhlich, nicht Kind mehr! Ist Ihnen das nicht aufgefallen?"

Ihr Begleiter schüttelte den Kopf. „Daß ich nicht wüßte, Frau von Soldnau", versetzte er ruhig, „wenigstens durchaus nicht in auffälliger, besonderer Weise. Daß unsere Kleine, wie wir sie noch immer heißen, allmälig ein wenig damenhafter wird — denn das wollten Sie doch wohl sagen? —"

„Gewiß, das auch, aber doch nicht ganz. Man kann in ihrem Alter schon durchaus Dame und dennoch zugleich auch noch fröhlich sein. Jedes hat seinen Platz."

„Und Sie sahen sie gestern und heute erst ein paar Stunden, bewegt gleich ihr durch das Wiedersehen — Sie gestehen das selber zu und wollen schon urtheilen?" wandte er lächelnd ein und fügte erst nach einigen Schritten hinzu: „Lassen Sie sich nur Zeit! Der Kindskopf wird gelegentlich schon wieder zur Herrschaft kommen!"

Die Dame wiegte jetzt ihrerseits das Haupt. „Ich weiß nicht, Pfarrer, zu einer solchen Entdeckung bedarf

es keiner langen Beobachtung. Dergleichen offenbart sich sogleich in kleinen, anscheinend unbedeutenden und vereinzelten Zügen, die man zwar nicht näher bezeichnen und einem Andern deutlich machen kann, die aber dem Blick der Liebe nicht entgehen."

„Die ich aber weder wunderbar noch unnatürlich, vielmehr hier ganz begreiflich, ja nothwendig finde", versetzte er. „Was wollen Sie? Sie wird in wenigen Monaten neunzehn Jahre. Da ist man eben kein Kind mehr."

Sie waren während dieses Gesprächs langsam auf dem Wege fortgegangen, der ziemlich eben und bequem den Hügelrücken entlang führte, hier und da von einem Baum überschattet oder durch ein Gebüsch unterbrochen, in dessen Schirm wieder eine Bank zum Ruhen einlud. Nun aber wurde der Pfad von einer — sagen wir: Waldzunge gekreuzt, welche von droben bis in den Thalgrund hinabreichte, und als sie auch diese durchschritten hatten, betraten sie hier, wo der Hügel ziemlich jäh gegen den Fluß zu abstürzte, eine Art von kleinem Plateau oder Belvedere, einen fast schattenlosen und im Grunde wenig reizenden Platz, nur daß man auch hier wieder eine wundervolle Aussicht hinab in den rauschenden Fluß und auf das jenseitige anmuthige Gelände hatte. Dazu sah man in die Gassen des

Dorfes, in seine Gärten, auf die Kirche und die Kreuze und Steine des stillen Friedhofs gerade hinab, und darüber hinaus durch die ganze Länge des schönen Thals mit den zahlreichen Ruinen auf den Höhen und der Stadt im fernen Hintergrunde, welcher der zwischen stattlichen Baumreihen hier und da sichtbar werdende helle Faden einer Landstraße entgegenführte.

Der Wald hatte längst nicht mehr bis hier herunter gereicht und neuen Anpflanzungen hatte die Stelle sich nicht günstig gezeigt, sodaß man zu einigem Schutz gegen die Sonnenglut, welche an hellen Tagen hier eine außerordentliche war, eine Art von Pavillon errichtet, das heißt auf einige schlichte Holzsäulen ein ebenso einfaches Schindeldach gelegt und dadurch einen Platz zum gelegentlichen Ausruhen gewonnen hatte. Im Schutz und Schatten des schlichten Bauwerks hatten ein paar Büsche Wurzeln geschlagen und milderten einigermaßen die Kahlheit der Stelle; ein Tisch und einige Gartenstühle zeigten, daß die Schloßbewohner wenigstens zuweilen hier einkehrten, und auf einem dieser letztern saß oder ruhte vielmehr, als die beiden Spaziergänger den Platz betraten, bequem an die Lehne zurückgesunken, eine Dame.

Von den beiden Ankömmlingen sah sie augenblicklich ebenso wenig wie anscheinend von dem Landschafts-

bilde und ihrer ganzen Umgebung; sie hielt in ihren Händen ein Buch und hatte das Gesicht ein wenig gegen dasselbe geneigt. Und da ein breitrandiger Strohhut ihren Kopf bedeckte, so erblickte man von diesem Gesicht kaum mehr als eine sanft gerundete, mehr blasse als rosige Wange. Trotzdem aber und trotz ihrer Stellung, die von der Gestalt wenig erkennen ließ, umfloß die ganze Erscheinung ein Hauch nicht nur der reizendsten Jugendlichkeit, sondern auch einer vollendeten Anmuth und Grazie, gleichviel ob man dies nur in der Haltung des schlanken Halses und des kleinen Kopfes fand, der im Nacken von kurzen Locken umgeben war, oder in den schönen Linien der leicht erhobenen Arme, oder ob auch die ganz einfache und doch geschmackvolle Toilette dazu beitrug, der Hut mit der lang herabsinkenden leichten Feder, das weite, glänzend frische, weiße Sommerkleid. Wir denken bei der Toilette nur stets an das Modenjournal und glauben deshalb in derselben etwas Gleichgültiges, wo nicht gar Verächtliches erblicken zu dürfen. Wo sie aber, wie es hier augenscheinlich der Fall, nicht durch das Modenjournal bestimmt wird, sondern, vom eigenen Geschmack geordnet, sich der Persönlichkeit anpaßt und gleichfalls mit dem eigenen Geschmack und der eigenen Anmuth getragen wird, da, dächten wir, hätte sie noch

etwas weiter zu bedeuten und sähe man in ihr und aus ihr noch etwas mehr als diesen oder jenen Stoff oder den und jenen Schnitt.

„Wahrhaftig, da ist Charlotte!" sagte Frau von Soldnau, den Fuß anhaltend, mit einem Ausdruck von Bestürzung. „O, Freund, wäre sie es dennoch gewesen?"

„Aber sie müßte ja geflogen sein und sieht doch gar nicht erhitzt aus!" versetzte ihr Begleiter in beschwichtigendem Tone. „Ich weiß nicht, was Sie sich quälen — meine Erklärung wiesen Sie zurück! Was wäre es denn, wenn das Kind wirklich —"

Seine Rede so gut wie die Erwiderung der Matrone, zu der sie bereits die Lippen öffnete, wurde durch die Bewegung der Lesenden abgeschnitten, welche, von ihrem Buche aufschauend, das Paar erblickte, die Hand sinken ließ und sich von ihrem Platze erhob. Sie winkte den Beiden einen Gruß zu und kam ihnen entgegen, und man sah nun, daß die Gestalt so vollendet schön und harmonisch war, wie man schon aus ihrer Ruhe hatte schließen dürfen, schlank, leicht und geschmeidig, in jeder Bewegung voll Anmuth und natürlicher Grazie. Aber gerade aus dieser Anmuth der Haltung, aus diesen graziösen und zugleich weichen Bewegungen nicht minder als aus dem mild freundlichen Ausdruck des jungen Gesichts und den wunderschönen, sanften, dunkel-

blauen Augen sprach die beiden Ankömmlinge etwas an, das sie unwillkürlich sich an jene frühern Worte der Matrone erinnern ließ. Liebreizend war die Rose von Othmaringen freilich, holdselig, wie nur je ein junges Wesen dieses Alters; aber wie freundlich, ja zärtlich jetzt auch ihre Augen das Paar anlächelten, wie herzlich sie beiden zugleich ihre Hände entgegenstreckte, wie innig ihre Worte klangen: „Grüß Gott, Tante! O Gott Lob, daß ich's wieder sagen darf zu Dir selbst, daß Du endlich wieder da bist! — O, lieber Herr Pfarrer, wie so ganz unsagbar glücklich fühl' ich mich!" — von der Fröhlichkeit und dem unbedächtigen, ungestümen Sichgehenlassen eines glücklichen Kindes war darin nichts zu entdecken. Man sah es wohl, die Kinderträume waren aus diesem reizenden Köpfchen für immer entwichen.

„Wie blaß Du bist, mein Herzenskind!" sagte Frau von Soldnau, die kleine Hand in der ihren haltend, mit zärtlich besorgtem Blick und Ton. „Du siehst müde aus."

„Das bin oder war ich auch ein wenig", versetzte das Mädchen lächelnd, „denn ich bin weit umher gestreift, bis zur Burg hinauf und dann ganz rechts hinüber. Ich hatte schon seit drei Tagen den Hans nicht gesehen — weißt Du noch, Tante, daß so mein

Lieblingsreh heißt? — und wollte wissen, wo er stecken möge. Und als ich dann endlich hier auf meinem Posten anlangte, gefiel mir die Ruhe sehr gut und ich wäre beim Lesen beinahe eingeschlafen. Jetzt bin ich wieder ganz frisch."

In der That sah man nun, da das junge Mädchen so nahe stand, daß der Saum ihres langen Kleides von einem weiten Weg über thauigen Rasen und Moos zeugte, und auch sonst zeigten sich an dem Gewande Spuren, daß sie rasch und achtlos an Kraut und Zweigen vorübergestreift war.

Der Pfarrer, der dies bemerkte, meinte lächelnd:

„Sie sehen wohl, gnädige Frau, daß ich in Betreff unserer Kleinen Recht hatte. Denn Deine Tante meinte, mein Kind", fügte er gegen Charlotte gewendet, in gleich munterem Tone hinzu, „sie habe Dich sehr verändert, gar nicht mehr fröhlich und beweglich, sondern ganz damenhaft wiedergefunden, und fragte, ob denn Deine Tante Katharine einen solchen Einfluß auf Dich habe gewinnen können."

Das junge Mädchen lachte ganz herzlich und schlang beide Arme um die alte Verwandte. „O Tante, o Herr Pfarrer, wie böse Ihr beide seid, so über die gute, liebe alte Seele zu spotten!" rief sie dabei. „Und über mich auch, daß ich damenhaft geworden — o!"

„Nun, Kind, ich sagte das nicht, sondern beruhigte hier die Dame“, bemerkte der Geistliche heiter. „Der übermüthige Kindskopf werde schon noch wieder zu Platz kommen, meinte ich, mit Recht, glaub' ich. Der Beweis liegt vor Augen! Denn dieser Streifzug ohne Begleitung und durch Dick und Dünn, und dann die Wahl dieses angenehmen Abkühlungsplatzes —“

„Ja, in der That, mein Herzenskind, hier halt' ich es nicht aus“, sprach Frau von Soldnau dazwischen, und obgleich die kleine Gesellschaft jetzt in den Schatten des Pavillons getreten war, hatte sie doch ein Recht zu dieser Bemerkung. Die Septembersonne brannte heiß. „Komme mit hinab, Kind. Dein Vater wird schon nach uns aussehen. Es ist ja die alte Stunde.“

„Entschuldige mich, liebste Tante; ich darf meinen Posten noch nicht verlassen“, entgegnete Charlotte lächelnd.

„Deinen Posten? Schon zum zweiten Mal dies Wort! Was heißt das?“ fragte der Pfarrer.

„Daß wir Besuch bekommen, Herr Pfarrer“, versetzte das Mädchen munter, „und daß ich ihn abfangen will, um den Papa von seinem Nahen benachrichtigen zu können. Dem armen Papa sind solche Ueberraschungen ja so peinlich! — Ihnen hab' ich noch nichts davon gesagt, Herr Pfarrer. Wenn ich Sie noch sehen soll,

muß die Tante nach Hause kommen, um Sie herzuziehen", fuhr sie mit reizender Schalkhaftigkeit fort; „und gegen die Tante vergaß ich's auch, wir hatten so viel Anderes auf dem Herzen! — Die Tante Vögelsbach hat sich vorgestern mit ihrem Felix angemeldet. Sie kommen von Baden, wollen von D. aus die Nacht durch fahren und hoffen heute Morgen hier einzutreffen. Ach, Tante, ach, Herr Pfarrer, ich ängstige mich ein wenig! Ich kenne ja die Tante fast gar nicht; Du hießest sie vordem aber überschwänglich und unberechenbar. Und Felix, da er vor sieben, acht Jahren hier war, ist mir so wenig liebenswürdig in der —"

Sie brach ab, ohne den Satz zu vollenden, und erhob hastig ein kleines Fernrohr vom Tisch an das Auge. „Wahrhaftig", rief sie gleich darauf, „es kommt ein schwer bepackter Reisewagen mit vier Pferden! Das sind sie, das sind sie! Ich muß vorauseilen, sonst komm' ich zu spät. Adieu!" Und damit flog sie bereits auf den Fußsteig zu, der sich von hier steil in das Thal senkte.

„Kind, erhitze Dich nicht so furchtbar! Dein Vater ist ja durch den Brief vorbereitet!" rief Frau von Soldnau ihr nach.

Das junge Mädchen wandte sich, ohne inne zu

halten, um und lächelte zu der alten Verwandten, das Köpfchen schüttelnd, zurück. Dann flog sie hinab.

„Was hab' ich Ihnen gesagt?" sprach der Pfarrer, ihr nachblickend, in herzlichem Tone. „Da ist noch Leben und Lust genug darin! Es ist ein prächtiges, liebreizendes Kind!"

Seine Begleiterin nickte zerstreut. „Dieser Besuch — Sie haben nichts davon gewußt", meinte sie endlich. „Was sagen Sie dazu, Pfarrer? Was wollen die hier?"

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Ich hörte nie, daß die gnädige Dame sich irgend jemals mit etwas wie einem Zweck, einer Absicht, einem Plan geplagt habe, sondern nur von Capricen, Launen, Einfällen und sehr viel Langerweile weiß. Ja, hätte sie einen Plan, wie lange würde sie dabei bleiben? Darum quäl' ich mich nicht. Sie halten's hier nicht lange aus. Aber lassen Sie uns gehen, ich begleite Sie bis an die Terrassen."

Sie folgten langsam und vorsichtig dem vorausfliegenden Mädchen, das jetzt schon drunten durchs Thal eilte. — „Wie eine Elfe!" sagte die Matrone zärtlich.

Drittes Kapitel.

Fremde Vögel im Revier.

Die Baronesse Vögelsbach war die einzige Schwester des Barons Othmar und behauptete zuweilen in einer sentimentalen Stunde, daß sie nie im Leben einen Menschen so leidenschaftlich und so ausschließend geliebt habe, wie diesen „einzigen, vergötterten, unglücklichen Bruder".

Das wollte denn schon etwas heißen, denn die Frau Baronin hatte in ihrem freilich ziemlich langen Leben, das sie selber indessen um zwanzig Jahre abzukürzen pflegte, sehr viel geliebt — versteht sich, in allen Ehren gesagt. Denn sie hatte dreimal geheirathet und dreimal als unglückliche Wittwe getrauert, und man erzählte sich außerdem in der Gesellschaft und hörte es in hingebungsvollen Stunden wohl von ihr

selbst gesenkten Blickes und seufzend zugestehen, daß sie noch ein paar Mal der Gegenstand einer großen Leidenschaft gewesen, ja das eine oder andere Mal dieselbe auch erwidert, dann sie aber aus irgend einem zwingenden Grunde mit brechendem Herzen oder mit großer Vernunft überwunden habe.

Trotz dieser außerordentlichen Liebesfähigkeit war jene größte Liebe zu ihrem „vergötterten" Bruder aber um so merkwürdiger, als die Geschwister seit ihrer frühesten Jugend schon getrennt, später stets nur auf kurze Zeit zusammengetroffen waren und niemals länger, als es die Gelegenheit mit sich brachte, zusammen blieben. Die Baronin Armgard — so hieß sie — war um fünf bis sechs Jahre jünger als ihr Bruder und, als dieser, kaum erwachsen, auf die Universität geschickt wurde, noch das reine Kind. Heranwachsend kam sie dann, wie damals noch üblich, ins Kloster, und als Othmar im Winter 1812 nach Hause zurückkehrte, war die Schwester schon seit fast einem Jahre mit ihrem ersten Gatten verheirathet und keineswegs so nahe, daß von einem häufigen Verkehr hätte die Rede sein können. Nach des Bruders Heirath und endlich wieder hergestelltem Weltfrieden trafen die beiden Paare sich ein paar Mal auf Reisen, ohne daß Othmar und seine Gattin von solchen Zusammenkünften indessen hinter-

drein viel zu berichten oder gar zu rühmen pflegten; im Gegentheil äußerten sich beide gegen Florian Hausmann gelegentlich über die Schwester und Schwägerin und ihr Leben in entschieden mißbilligender Weise. Und dies nahm noch zu, als Armgard sich in diesen Jahren von ihrem Gatten trennte und — eine jener großen Leidenschaften besiegend — allein in der Residenz lebte.

Othmaringen war ihr von dem damals noch lebenden strengen Vater infolge dieser Verhältnisse verschlossen, und da sie selber nicht heim verlangte, ließ auch der Bruder den Dingen ihren Lauf, sodaß sie erst nach Jahren sich einstellte, um ihren zweiten Gemahl — der erste war inzwischen gestorben und betrauert — dort vorzustellen, zu einem unglücklichen Zeitpunkt, da ihre Schwägerin nicht lange vorher aus dem Leben geschieden und ihr Bruder, wie wir erfuhren, sehr niedergedrückt und fast theilnahmlos war. Der Besuch war daher auch nur ein kurzer und wurde erst lange Zeit später wiederholt, als schon die zweite Frau auf Othmaringen hauste, auch wieder zur Vorstellung eines, des dritten Gemahls und des Sohnes zweiter Ehe, des einzigen Kindes, das Armgard überhaupt beschert worden war.

Und so ging es fort, und die Rose von Othma-

ringen hatte nur einmal, als ganz kleines Kind, ihre Tante gesehen und ihren Vetter Felix, den Herrn Grafen von Eylingshausen, gleichfalls nur kennen gelernt, da er sich vor sieben oder acht Jahren auf Befehl seiner Mutter den Verwandten präsentirte. Er war damals auf der Reise nach Paris, wo er eben der Gesandtschaft zugetheilt worden war. Denn da er keine Neigung zum Soldatenstande hatte, wurde er mit seinem Namen, seinem Aeußern und sogar im Besitz von einigem Vermögen selbstverständlich Diplomat.

Diese beiden Personen hatten sich, wie wir erfuhren, vor einigen Tagen zum Besuch bei dem Bruder und Onkel angemeldet und waren nun eingetroffen.

Die Baronin hatte, was man ihr nicht verdenken konnte, nach der anstrengenden Reise sich einigermaßen innerlich und äußerlich zu „refraichiren" verlangt und sich, ohne Jemand von den Ihren zu sehen, sogleich in ihre bereitgehaltenen Zimmer zurückgezogen.

Sie hatte ihren Zweck denn auch erreicht, die Reisetoilette mit einer andern, für das erste häusliche Zusammentreffen mit den Verwandten passenden vertauscht und sah jetzt, da die Kammerfrau sie verließ und ihr Sohn aus seinem nahe gelegenen Zimmer bei ihr eintrat, so vortrefflich aus, daß Felix ihr mit vollem Recht darüber ein Compliment machen durfte, und selbst der=

jenige, welcher ihr wirkliches Alter zu kennen meinte, in diesem Augenblick seine Rechnung vielleicht um ein Halbdutzend Jahre oder noch mehr verringert hätte. Die Baronin besaß nicht nur die Kunst, sondern nach Beendigung ihrer „großen Leidenschaften" auch die Vernunft, ihre Toilette sowohl ihren von ihr behaupteten Jahren als auch ihrer ganzen Erscheinung anzupassen, und erschien dadurch in der That um ein Bedeutendes jünger, als sie war. Seit ihr Herz zur Ruhe gekommen, war die Dame stark geworden; ihr Gesicht war voll, ohne die ursprünglichen feinen Linien einzubüßen — Armgard von Othmaringen war ihrer Zeit zwar keine Rose, aber eine berühmte Schönheit gewesen — und noch glatt, ihr Hals weiß, und die silbergrauen Locken, in denen sie ihr Haar trug, erschienen daneben fast vorzeitig und machten sie keineswegs älter, sondern eher jünger.

„Mon enfant", versetzte sie auf des Sohnes schmeichelhafte Worte mit sanftem Lächeln, „das muß mir wohl angenehm sein, Du giltst ja für den competentesten Richter! Freilich, diese unendliche Freude, meinen heißgeliebten, unglücklichen Bruder und dies einsame Kind wiederzusehen — nach solcher Zeit — da verschwindet jede Ermüdung."

„Eine Freude, die man Ihnen weng lohnt, chère

Maman! meinte der Sohn achselzuckend. „Dieser Empfang durch die Dienerschaft und was für eine Dienerschaft —“

„War in unserm Hause von jeher Sitte. Man begrüßt sich stets erst im Salon — hier im Hause hieß man's sonst Familienzimmer“, unterbrach ihn die Mutter in einem gewissen kühlen Tone. „Man will seine Empfindungen nicht vor den Augen der Dienerschaft profaniren. Ueberdies, mon enfant, ist mein geliebter Bruder alt und leidend —“

„Nun, nun, chère Maman, allen Respekt vor der Sitte Ihres Hauses und vor dem leidenden Herrn Onkel! Beides entschuldigt aber die Abwesenheit der Cousine nicht, auch nicht die dieser — dieser — Frau — wie nennt sich die Aya? — Ach Gott, Mama, es ist eigentlich ein schrecklicher Einfall, diesen Erdwinkel mit seinen Höhlenmenschen aufzusuchen, und ein noch schrecklicherer Gedanke, hier mehrere ganze Tage zu verweilen! Wenn ich an das zurückdenke, was ich hier vor acht Jahren erlebte — und der Herr Onkel ist um ebenso viel Jahre älter, leidender und langweiliger, die Dame Aya steifer, die Cousine ländlicher geworden! Es ist schrecklich!“

Auf der Stirn der Baronin zeigte sich eine höchst bedenkliche Falte und ihre Brauen erhoben sich strafend.

„Mon enfant“, sagte sie jetzt in hohem Tone, „ich gestehe Dir, daß ich Deine Bemerkung außerordentlich voreilig und, selbst wenn sie einigermaßen zutreffen sollte, ganz und gar unschicklich finde. Statt Dich von vornherein gegen Deine Verwandten zu verstimmen, hättest Du allen Grund, dächte ich, wenigstens den Versuch zu machen, Dir ihren Beifall zu gewinnen. Leicht, das versichere ich Dir, wird Dir das nicht. Dein Onkel war von jeher ein wunderlicher Herr, und Deine Cousine müßte eine andere Erziehung und Umgebung —“

„Chère Maman, ich bitte Sie um Alles in der Welt, capriciren Sie sich nicht auf diesen Plan! — Ich bin der gehorsamste Sohn auf Erden, wissen Sie! Aber dies ist unmöglich! Ein solches Höhlenmenschenkind in unsern Cirkeln zu Neapel und noch dazu als meine Gemahlin — Maman, ich stürbe vor Scham oder müßte vor dem Lachen der Gesellschaft aus der Welt fliehen!“

Die Falte auf der Stirn der Dame wurde noch tiefer, die Brauen zogen sich, statt aufwärts, fest zusammen — es war nicht nur ein stolzes und zürnendes, sondern auch hartes Gesicht, in das der Sohn blickte. „Bah, mon enfant, ein Freifräulein von Othmaringen, zumal wenn ihm der größte und schönste Theil des

Hausbesitzes gesichert ist, wird in der ersten Gesellschaft der Welt mit Respekt aufgenommen."

„Ich begreife Sie wahrhaftig nicht, Maman! Es gibt doch noch andere Damen von nicht geringerem Vermögen, von mehr Welt, von höherem Rang —"

„Also Prinzessinnen?" fiel die Mutter verächtlich ein. „Es hat stets nur von dem Willen der Othmaringen abgehangen, ob sie den Fürstenrang angewiesen erhalten oder lieber die ältesten deutschen Barone bleiben wollten. Ein Freifräulein dieses Namens, wiederhole ich, findet überall für sich einen ausgezeichneten Platz offen und beehrt jeden Cavalier durch ihre Hand auf das höchste."

„Und dennoch ein Landfräulein! Ach, Mama, man will in unsern Cirkeln jetzt mehr als Geburt und Vermögen!"

„Bah! Landfräulein, das wird sie allerdings sein, wir können es nicht anders erwarten! Aber wie lange wird sie's sein? Lasse sie diese engen Verhältnisse verlassen und sich in der großen Welt wiederfinden — sei unbesorgt, mein Kind, das edle Blut ihres Stamms wird schon zur Geltung kommen! Das Blut macht Alles! Und ein Führer und Lehrmeister wie Du —"

„Sie sind entzückend, chère Maman! Aber ich bitte Sie um der Liebe Gottes willen, capriciren —"

„Und ich bitte Dich, mon fils, im größten Ernst, Dich nicht durch kindische Phantasien zu einer noch kindischern Opposition fortreißen zu lassen. Angeboten wird Dir Deine Cousine nicht, das ist sicher; ich kenne meinen Bruder. Und ob Du mit Deiner Bewerbung reüssiren wirst, ist nach meiner Ansicht sehr zweifelhaft. Deine Cousine müßte nicht von Jugend auf als Herrin von Othmaringen erzogen worden sein; ich wollte das schon vorhin sagen, als Du mich unterbrachst. Das ist neuerdings unter Euch jungen Leuten überhaupt leider nur allzusehr Mode geworden! Ich bitte Dich aber, vergiß sie hier in Othmaringen einstweilen. Dein Onkel dürfte schwerlich daran Gefallen finden. Also, was ich sagen wollte: Deine Cousine müßte anders erzogen sein, wenn sie dem ersten besten Bewerber und selbst Dir, mein Sohn, demüthig in die Arme fliegen sollte. Und nun Deinen Arm, mein Kind! Laß uns gehen. Sie werden mit ihrer Toilette fertig sein."

„Ach, Maman, dieser Ihr Ausdruck ist zum Erschrecken prägnant für diese Menschen und Zustände — für unser Loos!" sagte Graf Felix seufzend und indem er einen anklagenden Blick zum Himmel warf. „Toilette machen, um uns zu empfangen! Schon dieser Zug würde genügen —"

„Deinen Arm, mon enfant! Man wird uns er-

warten", sprach die Dame und ließ sich vom Sohne aus der Thür führen.

„Es ist ein schwerer Gang!" sagte Graf Felix wehmüthig, als sie sich durch den langen Corridor der großen Flügelthür näherten, vor der ein Diener sie zu erwarten schien. „Dieses trübe Lächeln des leidenden, unglücklichen Onkels und das blöde, bebende Entgegenzittern meiner sehr rothen Cousine in ihrem kostbarsten, antediluvianischen Gesellschaftskleid — vielleicht Ballkleid, Mama? — das macht mir schon jetzt das Herz weich."

Ein strafender, sehr ernster Blick der Mutter war die einzige Antwort, deren der Unartige gewürdigt wurde; und dann waren sie an der Thür, die der Diener öffnete, und traten ein. Das Gemach war für beide nicht neu, wenn sie auch, seit sie es zuletzt betreten hatten, dies und jenes vergaßen und im Einzelnen Mancherlei verändert fanden. Die Lage war die gleiche geblieben; die hohen Fensterthüren standen weit geöffnet, die Veranda mit ihren sich bereits bunt färbenden Guirlanden und Behängen von Schlingpflanzen erhob sich vor ihnen luftig und kühl, und draußen breitete sich in unvergänglicher Schönheit die Landschaft aus, das Thal, der Fluß, die Waldhöhen, gebadet in der Lichtflut des goldenen Herbsttages.

Die Baronin zum mindesten stand auch nach ihrem Eintritt wie gebannt, ohne von den Anwesenden etwas zu sehen, nur in Anschauung des entzückenden Bildes. Sie breitete plötzlich die Arme aus und rief wie selbstvergessen: „O du geliebtes Othmaringen!“

Und was in dieser Geste, in diesem Ausruf, diesem Ton auch berechnet sein mochte auf einen bestimmten Eindruck, auf dieser Stelle und unter diesen Menschen blieb derselbe im gegenwärtigen Augenblick nicht aus. Im nächsten Moment schon stand Baron Othmar neben der Schwester, mit mehr Bewegung in den Zügen des beinahe farblosen Gesichts, mit herzlicherem Druck der Hand, als man seit Jahren an ihm beobachtet hatte, und es war wirklich ein inniger Klang in seiner Stimme, da er zugleich sprach: „Grüß Dich Gott, Armgard! Sei willkommen, Du Othmaringisch Herz!“ — Und wiederum gleichviel, was dabei Berechnung und was Natur war, die Baronin umfaßte ihn mit beiden Armen und küßte ihn, und er erwiderte das. Da entfloh manches Vorurtheil und manche Sorge, es ging wie ein leises Aufathmen durch den Raum.

Graf Felix bekam von dem Oheim noch den gewöhnlichen, halb müden, halb gleichgültigen Blick; es war etwas Welkes in der Hand, die sich von der seinen nehmen ließ, und die Stimme klang auch wieder er=

schreckend gleichgültig, die zu ihm sagte: „Sei willkommen, Neffe!" Dann jedoch erhob sich so zu sagen das Wesen des Greises — denn das war Baron Othmar bei weitem mehr als der mehrere Jahre ältere Pfarrer — er bot der Schwester den Arm, um sie weiter zu führen, es war eine Art von Kräftigkeit in seinen Bewegungen, etwas Heiteres in Miene und Blick, und munter sprach er: „Heran, Kinder, heran! Hier meine Tochter, Armgard, hier die gute Soldnau, hier unsere Henriette, und Florian — weshalb bleibst Du zurück? Armgard kennt Dich ja längst als meinen besten und unentbehrlichsten Lebensfreund."

Das Auge der Baronin hatte während dieser Vorstellung für jeden Genannten den gebührenden Blick: einen überraschten und alsbald zärtlichen für die Rose, einen freundlichen für Frau von Soldnau, einen vertrauensvollen für den Pfarrer; nur für Henriette, wie das junge Mädchen kurz genannt worden war, gab es einen von denen, welche eine Weltdame für eine fremde und unerwartete, nicht ganz „verständliche" Erscheinung zu haben pflegt; er war nur musternd und wandte sich dann kalt ab und zärtlich wieder ihrer Nichte zu.

Auch Felix, der bisher von fern die kleine Gruppe mißtrauisch gemustert hatte, trat jetzt mit dem Ausdruck einer großen Erleichterung, wo nicht der vollsten

Befriedigung heran, ganz entzückt, die „schöne Cousine" kennen zu lernen — als er damals hier gewesen, habe sie ihm selten ihre Gegenwart gegönnt — erfreut, die verehrten Hausgenossen wiederzufinden. Man konnte ihm seine Befriedigung freilich nicht verargen. Seine Besorgnisse waren schon in diesem ersten Moment auf das glücklichste zerstreut; was er fand, befriedigte ihn nicht blos, sondern versetzte den gewandten Mann sogar fast fast in eine Art von Verlegenheit: es ging so himmelweit über Alles hinaus, was er irgend für möglich gehalten, und dieser Eindruck verringerte sich nicht, je länger und, sagen wir, bekannter er im Lauf des Tages mit seiner Cousine verkehrte.

Das war allerdings nicht im entferntesten ein Landmädchen, geschweige denn ein Höhlenmensch, wie er sich mit witziger Ungezogenheit ausgedrückt hatte. Sie war ihm im Gegentheil nur allzu ruhig, allzu sicher und klar, allzu vollendet hieß er es alsbald, in ihrer einfachen und doch geschmackvollen Erscheinung, in ihrem ganzen unbefangen und maßvoll freundlichen Wesen und Sein, in ihrem ersichtlich völlig ungezwungenen Sichgehenlassen. Er bekannte sich schon heute beinahe zu dem Glaubenssatz seiner Mutter, daß das Blut Alles mache, denn wie wäre sonst diese vollendete Erscheinung in diesem Erdwinkel, in dieser Umgebung zu er=

klären gewesen? Und er hielt es kopfschüttelnd für gar nicht unmöglich, daß sie dereinst beim Eintritt in die Gesellschaft sogleich einen der ersten Plätze, wo nicht den allerersten einnehmen werde, ja er suchte in Gedanken schon nach irgend einer Persönlichkeit in seinen Kreisen umher, die er mit ihr vergleichen und in dieser oder jener Beziehung über sie stellen dürfe, und er gab dies Suchen, von neuem kopfschüttelnd, auf, denn er fand Niemand.

Man sieht wohl, der Grundsatz der Baronin war in gewissem Sinne gar nicht so uneben: das Blut spukte auch im Grafen Felix. Das von der Mutter ererbte leicht bewegliche Herz und die darin sich bewegende Ueberschwänglichkeit spotteten gelegentlich der ausgezeichneten Schule, die der junge Diplomat in den exclusivsten Kreisen der Gesellschaft, wie er glaubte, mit Nutzen durchgemacht hatte.

Seiner Mutter erging es bei einer ähnlichen Natur dennoch einigermaßen anders. Bei dem Plane, den sie hatte, wäre sie, wie die Sachen standen, auch mit geringern Vorzügen der Erwählten zufrieden gewesen, und daneben hatte sie wieder allzuviel Glauben an das Blut, um das Gefundene nicht endlich und trotzdem ganz natürlich zu finden, durchaus so, wie sie es für ihren Sohn zu wünschen hatte. Ueberrascht war sie

freilich gleichfalls sehr, ja Charlotte erschien ihr selber vielleicht allzu vorzüglich, da dies Wesen sich ihrem Einflusse vermuthlich niemals recht zugänglich erweisen konnte. Da war aber jetzt nichts mehr zu thun, und so überlegte und verglich sie auch nicht mehr, sondern ging offen vorwärts.

Graf Felix hatte sich im Anfang ein paar Mal zu seiner eigenen nachträglichen Beunruhigung zu dem Ausdruck „schöne Cousine" hinreißen lassen, der Herr kam neben dem freilich wunderschönen Kinde, das, wie gesagt, fern von aller Verlegenheit, mit der ruhigsten Unbefangenheit von der Welt ihm und seiner Unterhaltung Stand hielt, vollständig aus seiner Haltung und benahm sich seiner eigenen Empfindung nach so „kindisch" wie möglich, sodaß er, dies erkennend, sich mühsam wieder in die herkömmlichen Formen zurückzwang. Bei der Mutter war davon, wie gleichfalls schon bemerkt, keine Rede. Gleichviel, ob es nur ihr leicht erregbarer Enthusiasmus war, oder ob sie davon in diesem Kreise und auf diese Menschen einen günstigen Eindruck erhoffte, sie sagte aller Welt und auch dem Kinde selber, daß sie ihre Nichte entzückend finde; sie nahm Charlottens Arm und streifte — so muß man's heißen — mit ihr durch das Schloß, den Portikus, die Veranden und Terrassen; sie plauderte mit ihr,

scherzte mit ihr, examinirte sie, schüttete gegen sie ihr Herz aus, wünschte ihr Vertrauen und fand sie immer „entzückender", in ihrer unbefangenen Heiterkeit so gut die sie gelegentlich fröhlich hinauslachen ließ, wie in der niemals schwankenden Haltung, welche sie gerade der geschilderten hingebungsvollen Vertraulichkeit der Tante gegenüber zu bewahren verstand.

Diese ruhige und sichere Haltung des jungen Wesens war freilich nicht nur schon am Morgen dem Pfarrer, der, wie wir vernahmen, dennoch zum Empfang der Gäste mit aufs Schloß gegangen war, sondern auch im Laufe dieses und des folgenden Tages der Frau von Soldnau mehrmals aufgefallen; von der Angst vor den Verwandten, zu der Charlotte sich bekannt hatte, war weder bei der Begrüßung noch beim Verkehr mit denselben etwas bemerkbar geworden.

„Nun, mein Herzenskind?" sagte Frau von Soldnau am folgenden Morgen lächelnd, da das schöne Mädchen noch lachend vom Portikus zu ihr in das dahinter liegende Zimmer trat — die Gesellschaft frühstückte bei dem prachtvollen Herbstwetter auf den Wunsch der Baronin im Freien, und der Schwester zu Liebe hatte sich selbst Baron Othmar dabei eingefunden. „Nun, Kleine", fuhr sie, als Charlotte stehen blieb, fort, „mit Deiner Angst vor der Tante und dem Cousin ist's nichts geworden,

wie es scheint? Es läßt sich mit ihnen auskommen?"

„Ach ja freilich, Tante", versetzte Charlotte munter. „Es war ein kindisches Gefühl, und ich hab's schon überwunden, als ich den herzlichen Empfang zwischen der Tante und Papa sah; um solcher Herzenswärme willen könnte ich der Tante noch viel größere Uebertreibungen zu gute halten, als sie mich hören läßt. Und seit der Cousin die possirliche Weise aufgegeben, die mich gestern Morgen reizte, ihm stets ins Gesicht zu lachen, finde ich ihn ganz angenehm, artig und freundlich, gewandt und unterrichtet, unterhaltend — er erzählt vortrefflich, Tante, und plaudert allerliebst und hat wirklich hübsche Einfälle. Soweit ich mich seiner erinnere, hat er sich sehr zu seinem Vortheil verändert."

„Nun, das ist ja ein Glück!" meinte Frau von Soldnau in scherzendem Tone; „ich sehe schon, wenn sie nach acht Tagen wieder abreisen, wird Dir der Abschied schwer werden und Du möchtest sie am liebsten begleiten, hinaus in die bunte Welt."

Charlotte schüttelte lächelnd den Kopf. „Das Einzige, was mich beinahe ein wenig verdrießt", sagte sie, „ist, daß beide sich gar zu eifrig an mich anschließen, mich immer mit sich allein haben wollen und die arme Henriette so hochmüthig von oben herab ansehen. Ich

bin eben dabei, ihnen in dieser Beziehung eine kleine Lection zu geben."

„Deiner Tante, Kind?" rief die Matrone mit scherzhaftem Vorwurf.

Charlotte lachte. „Diesmal eigentlich nur dem Herrn Cousin. Doch darf sich auch ma chère Maman ihr Theil daraus nehmen."

„Sie beabsichtigen einen Spaziergang, Cousine", sprach Graf Felix, da die beiden jungen Mädchen eine Viertelstunde später mit Hüten und Sonnenschirmen wieder in dem Säulengang erschienen. „Sie erlauben mir doch die Begleitung? Die Gegend ist wirklich sehr schön, und einen bessern Führer und liebevollern Erklärer als Sie dürfte man nicht finden. Sie kennen sicher alle schönen Punkte."

„Cousin, Cousin, ich soll Ihnen doch nicht dankbar für diesen Glauben sein?" versetzte sie scherzend. „Das Gegentheil wäre doch gar zu unartig! Diesmal aber ist's kein Spazier-, sondern ein Pflichtgang", fuhr sie fort, die Handschuhe zuknöpfend; „wir gehen nur ins Dorf. Papa hat Henrietten und mir im Verein mit unserm Pfarrer die Aufsicht über die Kranken- und Armenpflege anvertraut, und da haben wir zuerst eine Conferenz und Berechnung und hernach ein paar Besuche zu machen. Dabei, Cousin, würden Sie wenig Unter-

haltung haben, selbst wir könnten uns Ihnen nicht widmen. Gehen Sie inzwischen dort über die Terrassen hinab und drüben zur großen Buche hinauf; der Weg ist nicht zu verfehlen und der Punkt reizend. Sie entschuldigen uns, liebe Tante! Adieu, Papa!"

Und nach einer anmuthigen Verneigung trat sie die Stufen hinab und ging mit ihrer Begleiterin auf dem von Vogelbeerbäumen überschatteten Fußsteig weiter, der, neben der wohlunterhaltenen breiten Fahrstraße hinlaufend, zum Dorf hinunterführte.

Frau von Vögelsbach hatte, als die beiden Mädchen in den Portikus getreten waren, nicht ganz ein leises Zucken in ihren Zügen und ein leichtes Zusammenziehen der Brauen unterdrücken können. Doch hatte sie der Nichte beim Abschied schon wieder zärtlich zugelächelt, und nun waren die Augen, welche der sich Entfernenden nachblickten, beinahe ein wenig feucht.

„Aber ich erstaune mehr und mehr", sprach sie mit einer gewissen Emphase, „sie ist ja ganz, ganz wundervoll, Deine Charlotte! Wie sie den Felix abwies, stand, blickte, lächelte, sich verbeugte und entfernte, nun dort den Weg hinabschwebt, wie sie sich kleidet, sich bewegt, es ist tadellos, entzückend! — Sie bezieht ihre Toilette aus Paris?"

Baron Othmar, der neben der Schwester bequem

in seinem Lehnstuhl ruhte, zuckte die Achseln. „Davon weiß ich nichts“, versetzte er gleichgültig; die Aufregung des vorigen Tags war schon längst wieder von ihm gewichen, und obschon er der Schwester wegen noch seine herkömmliche Zurückgezogenheit aufgab, sank er mehr und mehr in die gewohnte melancholische Stille zurück. „Doch glaube ich kaum, daß sie oder die Soldnau so viel Werth auf dergleichen legt.“

„Ich versichere Dir, es ist vollkommen tadellos — sie ist es selbst ganz und gar, mein Freund!“ bemerkte die Dame in ihrem vorigen Tone.

„Das solltest Du ihr zum mindesten nicht so oft ins Gesicht sagen“, meinte der Bruder trocken. „Einfach, wie sie Gott Lob ist, macht es sie nur verlegen, und sie ist dennoch zu vernünftig, als daß sie daran glauben und Deine Uebertreibungen nicht erkennen sollte.“

„Uebertreibungen? Ich übertreibe nicht“, entgegnete die Baronin lebhaft. „Sie ist tadellos, sie ist vollendet; keine Dame der ersten Kreise kann es mehr sein. Ich habe ein Urtheil darüber. Nicht ins Gesicht sagen? Was willst Du, mein Freund? Ich werde eben hingerissen! Ich erstaune mehr und mehr, sage ich, ich bin entzückter in jedem Moment! Und wenn ich dann bedenke, daß dies in dieser traurigen Einsamkeit, in dieser Umgebung entstehen konnte —“

Es war ein leiser Mißmuth in des Barons Zügen, da er sie noch trockener unterbrach: „Frau von Soldnau war ihrer Zeit selber eine Dame der Gesellschaft, glaub' ich, und ist eine treffliche Führerin. Ihre Erzieherin, die gute Doctor Walden, die uns leider schon vor zwei Jahren genommen wurde, war musterhaft; Florian Hausmann ist ein liebevoller Berather und geistig hochbegabter Mann. Endlich, sie hatte gute Lehrer und ist selber von guten Anlagen. Was ist da also zu erstaunen oder auf die Umgebung herabzusehen?"

„Bah, bah, was will das Alles heißen?" rief die Baronin, der man während des Bruders Worten ihre steigende Ungeduld angesehen hatte. „Man kann auch hier ein Kind unterrichten, es tanzen lernen lassen, es auf dies und jenes aufmerksam machen, Vorschriften geben, weiß Gott, was Alles! Allein das, was mich an Charlotten erstaunt und entzückt, das kann ihr keine Erzieherin, kein Florian Hausmann geben, denn sie haben es selber nicht! Da bestätigt sich wieder recht meine Ansicht: das Blut macht und gibt Alles! Ach, sie ist hinreißend — ich muß es Dir, ich werde es ihr selber wieder sagen! Und sie muß sich daran gewöhnen, denn zumal so bildhübsch, wie sie obendrein ist, so geistvoll, so heiter, und dazu mit ihrer Geburt

und ihrem Vermögen, wird sie in der Gesellschaft noch ganz andere Dinge hören müssen!"

„Davor möge Gott sie bewahren!" sagte Baron Othmar ernst.

„Sei nicht unverständig, mein Lieber!" versetzte die Schwester lebhaft. „Du glaubst oder wünschest sie doch nicht hier ihr Lebenlang in der Clausur halten zu können? Du wirst sie doch hinausbringen oder hinausziehen lassen müssen! Das muß sogar geschehen und zwar bald! Es ist eine Sünde gegen dies zauberhafte Kind, gegen Dich selbst, gegen die Deinen, gegen die Welt, es hier noch länger zu fesseln! Es wird Zeit, daß sie weitere Aussichten, einen größern Gesichtskreis gewinnt. Wie tadellos und vollendet sie ist, hier in dieser Stille und Enge läuft sie Gefahr, sich in einem allzu engen Gesichtskreis zu gefallen und der Welt verloren zu gehen."

„Sie ist nicht dazu bestimmt, der Welt nachzugehen, die Welt soll zu ihr kommen", sprach Baron Othmar beinahe finster. Wir erinnern uns, daß er sich dieses Ausdrucks öfters bediente.

„Wie Du wunderlich bist, mein Lieber, wie Du mich mißverstehst!" rief die Baronin erregt. „Wenn ich es für nothwendig halte, daß sie in die Welt hinauskommt, so meine ich doch gewiß nicht, daß sie sich

an die Welt oder in derselben verlieren sollte! Sie soll nur in dieser Enge und Stille nicht zurück-, nicht verloren gehen! Und ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß sie hinauskommt", fügte die Dame mit bedächtigem Wiegen des Hauptes hinzu. „Sie muß noch Manches lernen, Manches aufgeben, das, je länger, desto schwerer für uns wird. Sie muß so viel Schönes und Großes kennen lernen, und das Leben ist so kurz!"

Jetzt lächelte Baron Othmar. „Lasse sie das lieber nicht hören! Schöner als ihr geliebtes Othmaringen, behauptet sie, könne es nirgends in der Welt sein und sei es auch nirgends."

„Ah bah, mon frère! Lasse sie nur hinauskommen, die Arme! Und wäre es auch nur, damit diese seltsame Vertraulichkeit mit dieser — dieser — Henriette heißt Ihr sie —"

„Die Tochter von Charlottens Erzieherin, der Frau Doctor Walden", setzte der alte Herr der Schwester Rede trocken fort. „Mit ihrer Mutter zu uns gekommen und seitdem uns allen täglich werther."

„Ach so! Also etwas wie eine Gesellschafterin, durch gemeinsame Erziehung und Umgebung gebildet und auch genähert. Das ist ganz begreiflich. Allein wenn sie wirklich einsichtig ist, muß sie selbst begreifen, daß ihre Stellung jetzt täglich eine andere wird und dem-

nächst enden muß. Je früher, desto besser, glaube ich. Es spricht wirklich nicht für ihren Takt und ihre Bescheidenheit, wie sie sich fortwährend an Deine Tochter hängt."

Der alte Herr lächelte von neuem. „Lasse auch das Charlotte nicht hören", sagte er. „Sie hängt an Henrietten, wie an einer Schwester, und erklärt zu meiner und der Soldnau großen Freude, daß sie sich nie und unter keinen Umständen von ihr trennen werde."

Die Baronin sah ein wenig verächtlich aus. „Zu Deiner und der guten Soldnau Freude, sagst Du? Dem Kinde halte ich eine solche Phantasie zu gut, aber Ihr, dächte ich, müßtet einsehen, daß, wer Deine Tochter einmal zur Gattin nimmt, sich schwerlich eine solche Zugabe gefallen lassen dürfte."

Der Baron erhob sich langsam. „Mein Kind, mißverstehen wir uns nicht", sprach er trocken. „Charlotte wird nicht genommen, sondern nimmt oder nimmt nicht, nach ihrem Gefallen, und wird im erstern Falle schon ihre Bedingungen zu stellen wissen. Täusche Dich nicht in ihr, sie hat Charakter. Im Uebrigen, wie ich vorhin sagte: wenn's denn einmal sein muß, soll die Welt zu ihr kommen, mein Kind braucht nichts von ihr. Lasse uns hineingehen, es wird mir hier zu warm."

Viertes Kapitel.

Ein Diplomat in Nöthen.

Die Baronin Vögelsbach war durch das, was sie von ihrem Bruder vernommen hatte, in eine nichts weniger als angenehme Laune versetzt worden, und was sie im Lauf der nächsten Tage beobachtete und hörte, war nicht geeignet, dieselbe zu verbessern. Die trockene Entschiedenheit, welche sie trotz ihrer entgegengesetzten Aeußerungen gegen ihren Sohn selber bei dem „melancholischen Träumer" am wenigsten erwartet hätte, konnte ihr nur sehr bedenklich sein, und als er sich jetzt, nachdem er ihr anderthalb Tage lang, so zu sagen, die Honneurs von Othmaringen gemacht und ihr eine Theilnahme bewiesen hatte, wie Niemand sie an ihm in den letzten zehn bis zwölf Jahren zu bemerken gehabt, gewissermaßen völlig unbefangen in seine

gewohnte Einsamkeit und Einsilbigkeit wieder zurückzog, da mußte sie halb erschreckt und halb indignirt erfahren, daß dies auch für die übrigen Hausgenossen das Signal war, zu ihrer alltäglichen Weise zurückzukehren. Es fehlte nicht an Respekt und Aufmerksamkeiten gegen sie selbst, es war von keiner Vernachlässigung ihres Sohnes die Rede; einem andern Gast gegenüber, und unter andern Umständen und an einem andern Platz vielleicht sogar für die Baronin und Felix selber, hätte die jetzige Umgangsweise vielmehr für eine noch freundlichere und vertrauensvollere gelten können. Man war nicht mehr fremd gegen die Gäste, sondern sah in ihnen die Hausgenossen, die jetzt auch ihrerseits ihrer eigenen Weise folgen mochten; man ging seinen gewöhnlichen Beschäftigungen und Unterhaltungen nach, die Verwandten freundlich aufnehmend, wo sie Lust zeigten, sich daran zu betheiligen; man widmete sich ihnen mehr nur in jenen Stunden, welche überall die des gemeinsamen Verkehrs zu sein pflegen, überließ sich dabei aber auch hier wieder seiner gewohnten Weise, seiner eigenen Natur.

Manche Leser mögen denken, wir hätten das Alles kürzer sagen und in die herkömmliche Redensart fassen können: man machte keine Umstände mehr. Es war aber doch noch etwas Anderes, was sich Mutter und

Sohn darbot, eine Art von fortlaufendem Commentar, möchte man sagen, zu den Aeußerungen des alten Herrn, und die Dame kam anfangs wirklich auf den Verdacht, ihr Bruder möge die Seinen von ihrer Morgenunterhaltung benachrichtigt und sie gewissermaßen in ihre neuen Rollen eingewiesen haben. Sie kam jedoch bald davon zurück; ihr Bruder war augenscheinlich viel zu gleichgültig, um sich für irgend einen Unterhaltungsstoff auch nur eine Minute länger zu interessiren, als über ihn verhandelt wurde, und hatte vermuthlich alles Besprochene längst vergessen. Aber die Sache wurde in den Augen der Baronin darum keineswegs besser. Im Gegentheil!

Frau von Vögelsbach hatte gegen ihren cher fils zwar, wie wir vernahmen, allerhand Schwierigkeiten und Hindernisse zur Sprache gebracht, denen seine von ihr gewünschte Bewerbung um ihre Nichte begegnen dürfte, allein im Grunde und für sich selbst hatte sie nicht im entferntesten an diese Schwierigkeiten geglaubt, zum mindesten sie für sehr leicht besieglich gehalten. Ihr Bruder, einerseits ein Eremit, ein Träumer, abgestorben den Dingen und Interessen dieser Welt, und andererseits mit nicht mehr Energie, Willen und Verstand begabt, als man gerade ins Haus braucht, konnte ihrem Plane um so weniger entgegen sein, als er ja

die Zukunft seiner Tochter und den ihr bestrittenen Besitz in feste Hände brachte, die Beides zu schützen vermochten. Charlotte war, wie die Dame sehr gut wußte, da sie das Haus ihres Bruders stets einigermaßen unter Augen behalten hatte, das einzige Wesen, für das der Alte seit dem Tode seiner Frau noch irgend ein Interesse und etwas wie Willenskraft gezeigt hatte, und wie wenig er auch von den Dingen dieser Welt verstand, konnte es ihm doch nicht verborgen geblieben sein, daß die von ihm erreichte Uebertragung Othmaringens auf seine Tochter keineswegs jeden Angriff nach seinem Tode ausschließen werde.

Zum Zweiten Charlotte selbst, ein gutes und liebes, schüchternes und neugieriges, jüngferliches und ein wenig schwärmerisches Landkind, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Welt und der Menschen, glückselig, wenn sie einmal hinausdurfte, außer sich vor Erstaunen und Entzücken über Alles, was sie sah, willenlos, weiches Wachs in der Hand desjenigen, der sich ihrer, wie es die Tante im Sinne hatte, bildend annahm. Sie würde sich mit unendlichen Thränen von dem Vater, der Heimat und so weiter trennen, rechnete die Dame, und hernach ums Leben nicht wieder zurückwollen — „man kenne das!“

Zum Dritten Frau von Soldnau, von jeher eine

langweilige, gute, unbedeutende Person, die nicht weiter in Betracht kam. Endlich viertens Florian Hausmann, der Pfarrer und Hausfreund, der bedeutendste, aber auch letzte Factor, der Einzige, der für die Dame und ihre Pläne hätte bedenklich sein können, von dem sie indessen nicht recht einsah, weshalb er opponiren sollte. Er liebte ihren Bruder und die Seinen nachweisbar getreu und uneigennützig, er war klug genug, um sich betreffs der Zukunft keine Illusionen zu machen; er mußte daher jedem Plane gewogen sein, der Charlottens Zukunft sicherte, und sich eines Bewerbers erfreuen, der das Mädchen in seiner Einsamkeit aufsuchte und allen Ansprüchen, welche die Familie erheben konnte, durchaus genügte. Von großer Auswahl konnte keine Rede sein — wer kam hierher?

So hatte die Dame gerechnet, gestützt auf gewisse Mittheilungen, die sie, wie angedeutet, über Othmaringen und seine Bewohner erhalten, und noch mehr auf ihre diese Mittheilungen ergänzenden und illustrirenden Phantasien. Und nun kam sie an und sah und — siegte nicht! Und fand Menschen und Verhältnisse so himmelweit anders! Im Bruder nicht nur eine gewisse Einsicht und Theilnahme, eine Art von Willen, sogar etwas wie einen schon gefaßten Entschluß — wer konnte von einem so verschlossenen und einsilbigen Menschen

wissen, was es in seinem Innern gab? — und in der Nichte ein Wesen, das viel zu fertig und vollendet in seiner ganzen Weise war, um irgend Jemand einen Einfluß auf sich zu gestatten oder in irgend einer Lage nach einer Stütze zu suchen. Die Baronin hatte sich trotz aller Herzenszerstreuungen auf ihrem langen Lebenswege immerhin zu viel Menschenkenntniß gesammelt, als daß sie auch jetzt sich durch ihre Phantasie hätte täuschen lassen können. Abgesehen von ein wenig Uebertreibung, ohne die es nun einmal bei ihr nicht abging, traf sie ziemlich genau das Richtige.

Aber das Schlimmste war dies Alles nicht. Das war entschieden diese Henriette, von der die Baronin gar nichts gewußt, auf die sie also auch gar nicht gerechnet hatte, mit der sie nun gar nichts anzufangen wußte und deren Einfluß und Bedeutung sie weder zu erkennen, noch zu schätzen vermochte. Henriette war eine Bürgerliche, aus einer Menschenklasse, von der die Baronin so gut wie nichts kennen gelernt hatte denn sie war eine Herzens- und Geistesschwester jenes verehrungswürdigen österreichischen Fürsten, für den die Menschheit bekanntlich mit dem Baron anfing, und sie bekannte sich auf das liebenswürdigste zu der Schwäche, daß ein gewisses räthselhaftes Unwohlsein sie erfasse, sobald ein Bürgerlicher in ihrer Nähe weile. Sie hatte

daher auch nicht die entfernteste Ahnung, was man in einem solchen Geschöpf zu suchen, was man von ihm zu erwarten habe, und schloß nur aus einigen erschreckenden Beispielen, die ihr, abgesehen von der frechen, aber auch gezüchtigten Ueberhebung der Populace während der letzten Jahre, hier und da zu Ohren gekommen waren, daß da von Gutem keine Rede sei. Das war freilich auch nicht anders möglich.

Sie sah das auch hier schon deutlich genug, und wäre es auch nur an der Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit — „Frechheit" — gewesen, mit der die „Person" sich in der Stellung wohlbefand, die man ihr gutherzig und schwach eingeräumt hatte. Von einem bescheidenen Zurückweichen ahnte sie augenscheinlich nichts.

Das Allerübelste aber war, daß die Baronin außer dieser „Unbescheidenheit", mit der sich das Mädchen die ihm ersichtlich angewiesene Stellung gefallen ließ, eigentlich kaum etwas Namhaftes an Henrietten auszusetzen fand. Sie war wenig älter als Charlotte, nicht gerade hübsch, aber von angenehmem Aeußern, einfach und von gutem Geschmack, ruhig und klar, ohne sich jemals hervorzudrängen, von tadellosem Benehmen und Bewegen — nur eben über ihren Stand hinaus! — endlich unleugbar begabt und gebildet, auch leider weit mehr

als schicklich und gut, denn wohin sollte das führen? Genug, für ein Fräulein wäre das Alles sehr erfreulich gewesen und hätte demselben einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft gesichert. Hier war es nicht nur zu viel, sondern auch ungehörig und sogar gefährlich, da es nur zu doch unerfüllbaren Ansprüchen führen mußte. Ja, man sah das schon jetzt. Graf Felix wandte der „Person" viel artige Aufmerksamkeit zu, ohne sie dadurch in Verlegenheit zu bringen, geschweige denn einen andern, tiefern Eindruck auf sie zu machen. Graf Felix, wenn auch nicht der, doch ein Löwe der Gesellschaft, ein Stücklein Don Juan, wie die Mutter ihm, selbstverständlich aber nicht auf Othmaringen, beglückt nachrühmte, der und dies „Kind des Volkes"!

Es traf sich eben unglücklich. Hätte die Baronin nicht ganz ausnahmsweise ihren bestimmten Plan gehabt und sich, seit sie ihre Nichte kennen gelernt und auf so ganz unvermuthete Schwierigkeiten gestoßen war, immer eifriger und leidenschaftlicher für seine Durchführung interessirt, so wäre eine kleine „Liebelei" mit Henrietten ihr bei Felix ganz willkommen gewesen, sowohl die „Person" in Mißcredit zu bringen und aus der Familie zu entfernen, als auch dennoch vielleicht einen gewissen, in seinen Folgen günstigen Eindruck

auf Charlotte zu machen. Jetzt war an dergleichen gar nicht zu denken, wäre Charlotte auch nicht einerseits so völlig leidenschaftslos und auf der andern Seite zugleich so streng und so rein gewesen! Endlich war auch Felix selber augenblicklich zu nichts weniger geneigt als zu solchen Abschweifungen.

Der junge Herr war durch das, was er hier gefunden hatte, in einer Weise getroffen worden, wie er bisher es im Leben noch nicht empfunden hatte, und weit gefehlt, daß die Mutter noch nöthig gehabt hätte, ihn anzutreiben, ergab sich für sie täglich mehr Veranlassung, den schwermüthigen, zagenden Sohn aufzuheitern, zu ermuthigen, zu trösten. Der gewandte und erfahrene Mann verlor täglich mehr von seinem Selbstvertrauen, er liebte wirklich, soweit seine Natur die Fähigkeit dazu besaß; er dachte wirklich fast nur noch an das Wesen, dessen Besitz er ersehnte, und an das Glück eines Lebens mit demselben, während die Vortheile beinahe verschwanden, welche eine solche Verbindung auch für sein äußeres Leben zur Folge haben mußte. Er empfand sich zum ersten Mal in seinem Leben als den Erben des leicht empfänglichen Herzens seiner Mutter, nur daß das seine gleich bei diesem ersten Male tiefer getroffen und stärker bewegt wurde, als es dem ihren vermuthlich jemals zu Theil geworden.

Er warb um die Geliebte nach besten Kräften, mit dem tiefsten Empfinden, dessen er fähig war, mit der vollsten Wärme und Wahrheit, die es in ihm gab, und da er leider bisher seine Werbung erfolglos bleiben sah und keinen erfreulichen Eindruck auf seine unverändert heitere und freundliche, schöne Cousine wahrnahm, so mußte er Alles wachrufen, was er nicht nur von gesellschaftlicher Bildung, sondern auch von echter Männlichkeit besaß, um nicht am Ende zum unglücklichen schmachtenden Liebhaber zu werden.

Wie ungewohnt ihm der Ernst war, der ihn jetzt erfüllte, und wie groß der Aufwand von Kraft, dessen er bedurfte, um nicht in seinen eigenen Augen lächerlich zu werden — so hieß er's — das erkannte man nicht nur an dem finstern und traurigen Ausdruck, den er sich gestattete, wo er einmal allein oder doch unbeachtet war, sondern es zeigte sich auch und zwar noch deutlicher an der Abspannung, die ihn abends überfiel, wenn die Gesellschaft auseinander ging, und trotz der Uebertreibung, die sich auch hier an ihm im Allgemeinen offenbarte, hätte doch auch ein würdigeres Menschenkind, als seine Mutter war, ihn bedauern dürfen. Ein Ernst, wie er in ihm gegenwärtig haushielt, wird um so empfindlicher und ernster, je weniger und seltener zugänglich ein Herz sonst für denselben ist.

Am meisten erschreckte es aber die Baronin, weil es ihr absolut unverständlich, unbegreiflich und räthselhaft blieb, daß ihr Sohn so gar kein Vertrauen zu ihr hatte, nicht mit ihr sprach, sich nicht mit ihr verständigte, ja ihr entschieden aus dem Wege ging. Während des Tags war an ein Alleinsein ohnehin nicht viel zu denken, denn wenn sich überhaupt einmal Gelegenheit dazu fand, hatte die Mutter sicherlich auf ihrem Zimmer Briefe zu schreiben, deren sie, Gott mochte wissen an wen, viele schrieb, oder schwärmte der Sohn einsam durch die Umgegend. Abends aber, wenn die Gesellschaft auseinander ging, zog Graf Felix sich, wie bereits gesagt, sogleich zurück, verschloß seine Thür und ließ seine Mutter schicken oder selber rufen und klopfen, soviel es ihr beliebte. Er öffnete gar nicht, oder nur, um anzuzeigen, daß er sich zu jeder Unterhaltung unfähig fühle.

Die Baronin war daher auch ganz glücklich, als sie ihn heute Abend noch im Corridor attrapirte, wo er gerade einem Diener einen Auftrag gab, und sich seinen Arm erbat, um sich in ihr Zimmer führen zu lassen; sie fühle sich angegriffen, sagte sie. Und mit einer gewissen Genugthuung pries sie innerlich die gute Erziehung, die sie ihrem Sohn gegeben, als sie ihn gehorsam, wenn auch schweigend und finster, nachgeben sah.

Als sie im Gemach waren, die Kammerfrau die Lichter angezündet hatte und sich mit einer Frage wegen der Nachttoilette nahte, wurde sie ungeduldig hinausgewiesen, und Frau von Vögelsbach sank sehr erschöpft in die Polster des Sophas. „Mon enfant“, sagte sie auf das kühle „Gute Nacht, Mutter!“ ihres Sohnes mit schwacher Stimme, „sei nicht grausam und lasse mich nicht auch jetzt allein und in Ungewißheit.“

„Ich fühle mich abgespannt, Mutter, und bedarf der Ruhe“, versetzte er hörbar mißmuthig.

Sie sah ihn trotz ihrer Erschöpfung außerordentlich scharf an. „Ach, mon fils“, meinte sie dann aber wieder in schwachem Tone, „sei nicht so kalt, so ablehnend! Es schneidet mir ins Herz! Ich liebe Dich so unendlich, so zärtlich, ich muß mit Dir sprechen, mon pauvre ami — das mußt Du begreifen! Und auch Du mußt verlangen, Dein gequältes Herz auszuschütten —“

Er machte eine ungeduldige Bewegung, obgleich er insofern nachgegeben hatte, daß er sich niederließ. „Ich bitte Sie Mutter, werden Sie nicht sentimental!“

Sie zog ihre Brauen hoch hinauf. — „Mein Kind —“ Aber sie lenkte sogleich wieder ein und sprach recht matt: „Mon enfant, wie ich sage! Entweder hast Du gar kein Herz, oder Du bist grausam gegen mich und thöricht gegen Dich selbst! Du mußt es begreifen,

daß ich nicht nur ein Interesse, sondern auch ein Recht habe, von dem Stande Deiner Angelegenheit zu erfahren. Wenn ich Dir überhaupt irgendwie nützen kann und soll, so vermag ich es nur —"

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt, Mama, verschonen Sie uns! Ich werde mir schon selber helfen!' unterbrach Felix sie kaltblütig.

„Uns, mon enfant? O wie mich dies Wort beglückt! Also machst Du wirklich Progressen? Ich habe es halb und halb gehofft, da ich Euch heute Morgen endlich einmal allein über die Terrassen hinabgehen sah, da ich heute Abend Eure Unterhaltung beobachtete und beide Male Gott Lob dies unausstehliche Geschöpf, die Henriette —"

„Ich muß sehr bitten, Fräulein Henrietten nicht Unrecht zu thun, Mutter! Sie ist in der Familie sehr beliebt, wie Sie wissen, zumal bei der Cousine, und zwar aus dem besten Grunde von der Welt: sie ist ein ganz vortreffliches Kind. Sie würden außerordentlich thöricht handeln, wollten Sie das Mädchen anfeinden oder gegen dasselbe intriguiren. Beides würde hier ganz bestimmt den gerade entgegengesetzten Eindruck und Ihren und meinen Hoffnungen unausbleiblich ein Ende machen. Sie können doch nicht mehr zweifeln, daß man hier nicht blos klüger, sondern auch

um sehr viel entschiedener ist, als selbst Sie voraussetzten und mir einredeten, vor allem, daß man nach uns an und für sich unbeschreiblich wenig fragt. Wollen wir uns poussiren, so können wir es gewiß am wenigsten dadurch, daß wir Jemand anfeinden, den man hier seit lange kennt und liebt. Kurz", fügte er mit hörbarem Verdruß hinzu, „ich verehre Fräulein Henriette und bin glücklich, daß auch sie mir wohlzuwollen scheint."

Die Baronin hatte dieser langen und verdrießlichen Auslassung des Sohnes mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht, nur daß sich zu diesem Ausdruck nach und nach ein höchst besonderer Zug von Schlauheit, wo nicht gar von Pfiffigkeit gesellte, der denn den begegnenden Blick des Sohnes zu einem finstern machte und zuletzt den Verdruß laut werden ließ, der, wie wir sagten, aus seinen letzten Worten klang. Davon nahm sie jedoch keine Notiz, sagte vielmehr, da er schwieg, halb überrascht, halb erleichtert: „Ah, also so stehst Du mit der — Dame?" und fuhr, da er rasch und mit zürnendem Ausdruck den Kopf erhob, beschwichtigend fort: „Laß doch, mon cher, laß doch! Ich mische mich gewiß nicht in Deine Geheimnisse. Ich tadle auch nicht, ich klage ja nicht. So habe ich mich denn am Ende auch nicht getäuscht, als ich es ein paar Mal nicht für

unmöglich hielt, daß Dein schwermüthiges, leidendes Wesen ein Versuch auf das weiche, mitleidsvolle Herz Deiner —"

Graf Felix erhob sich. „Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe, Mutter", sagte er kalt. „Ich bin müde, auch zu ernst gestimmt für Scherze, oder zu dumm für Räthsel und Phantasien. Gute Nacht, Mutter."

Sie erhob sich gleichfalls ungewöhnlich rasch. „Im Gegentheil, Du bleibst!" sprach sie beinahe heftig. „Täusche ich mich, wer ist daran schuld? Warum redest Du nicht zu mir, was vertraust Du mir nicht, wo ich Beides fordern kann? Du bist wie alle Welt hier in diesem verwünschten Schloß — wohin man horcht, wo man auch anklopft, nichts als Schweigen — mein Bruder, Charlotte, die Andern, sogar die Dienerschaft; Luise klagt, daß kein Mensch sich zu einer Unterhaltung herbeiläßt, nie über etwas Anderes als über das gerade Gegenwärtige redet, nie über die Herrschaft, über das Leben im Hause, über etwaige Gäste spricht. Jetzt fängst Du auch an. Aber das ertrag' ich nicht. Wir sind jetzt bereits zehn, elf Tage hier. Dein Urlaub läuft ab, meine Zeit ist auch eine gemessene. Sollen wir mit einem gescheiterten Plane davongehen oder mit — ich gebe Dir das zurück! — sentimentalen und phan-

tastischen Träumen von allerhand zukünftigen Glücksfällen und Entwickelungen? So dumm bin ich zum mindesten nicht, mon enfant! Ich rede von Deiner Cousine nicht; wir sind wohl einig darüber, daß sie auch den capriciösesten Ansprüchen genügt. Ich habe aber schon vor einigen Tagen die Auskunft über den Vermögensstand erfahren, die mir Herr von Blessing in Baden versprach. Mein Bruder hat mit wirklich fast unglaublicher Energie und mit überraschendem Erfolg operirt. So sicher der Wille des Menschen und die Entscheidung der Behörde etwas machen können, fällt zum mindesten Othmaringen dem Kinde dereinst bestimmt zu, außer dem fabelhaften Privatvermögen — eine fürstliche Erbschaft!"

Graf Felix hatte wirklich wieder Platz genommen und schweigend der Rede seiner Mutter zugehört. Die Weise, die ihm entgegenklang, imponirte ihm gewissermaßen durch ihre ungewöhnliche Entschiedenheit und Offenheit im Verein mit der wenigstens annähernden Wahrheit des Ausgesprochenen. Und wenn er sich auch nicht zu Mittheilungen geneigter fühlte als seither, so verweigerte er sie doch auch nicht mehr und machte kein Hehl mehr aus seiner Stimmung. „Danach frage ich wahrhaftig nicht!" versetzte er schwermüthig auf ihre letzten Worte.

Sie lachte ein wenig verächtlich. „Gesprochen wie ein ganzer Verliebter!“ erwiderte sie. „Gott Lob weiß ich, daß Du schon wieder zur Besinnung kommen wirst, falls dies nicht am Ende auch nur ein Stücklein Maske ist. Aber wir wollen keine Redensarten machen, mon ami!“ fuhr sie fort. „Ohne Umschweife: daß bei diesen Verhältnissen noch mehr Leute auf Charlotte aufmerksam werden oder schon sind und sich, wenn sie das Kind kennen lernen, noch mehr Mühe um sie geben, brauche ich Dir schwerlich erst zu sagen. Othmaringen liegt am Ende nicht außerhalb der Welt und ganz verschließen kann mein Bruder weder sein Haus, noch sein Kind. Ich kann Dir sogar einen voraussichtlichen Bewerber nennen, auch einen Vetter, den Dagobert Othmaringen, den Sohn des alten Ministers und seiner hochmüthigen Gans von Frau. Man speculirt auf dergleichen, weiß ich. Man käme da sicherer zu der Erbschaft als durch einen etwaigen Proceß!“

„Bah!“ sagte Graf Felix verächtlich. „Sie kennen sich gar nicht, und überdies haßt der Onkel jene Verwandten.“

„Sei nicht kindisch, mon ami! Meines Bruders Haß bedeutet bei seiner Gutmüthigkeit wenig und kommt hier obendrein noch weniger in Betracht. Er hat mir bestimmt ausgesprochen, daß Charlotte völlig

freie Wahl hat. Also laß uns lieber allen möglichen Fällen vorbeugen; ich kann das, glaube ich. Vor allem aber muß ich wissen, wie Du mit der Kleinen stehst und ob Du Hoffnungen hast."

Graf Felix ruhte ganz zurückgesunken in seinem Stuhl und schaute finster vor sich hin. Der Ton, in dem die Mutter zu ihm sprach, machte, wie wir schon sagten, einen gewissen Eindruck auf ihn, und der Inhalt ihrer Worte traf ihn gleichfalls, um so tiefer, je weniger ihn die Dame an eine solche Weise gewöhnt hatte. Er ließ eine ganze Weile vergehen, ohne ihr zu antworten, und erst auf ihr ungeduldiges „Nun?" erhob er die Augen zu ihr und versetzte nach einer neuen Pause des Anstarrens in einem Tone, den man wohl brütend heißen mußte: „Das weiß ich nicht, Mama. Bald glaube ich hoffen zu dürfen, bald halte ich das für die größte Thorheit."

Die alte Dame fuhr auf. „Mon fils, gib diese Maske auf!" rief sie sichtbar und hörbar bitterböse aus. „Spiele nicht mit mir! Sie steht Dir mehr als schlecht und ich glaube keine Sekunde daran. Was, Graf Felix Eylingshausen, mein Sohn, der seine Schule in den ersten Kreisen der civilisirten Welt durchgemacht und vor den schönsten Augen der Welt mit Ehren, ja siegreich bestanden, könnte hier vor dieser kleinen Land-

schönen — denn das ist sie doch nur! — zum schmachtenden Seladon und Ritter Toggenburg werden und wie ein Schulknabe zittern und verzagen? Ich glaube kein Wort davon, sage ich Dir! Ich mische mich durchaus nicht in diese Affaire, ich urtheile durchaus nicht, ob dieser Versuch recht und aussichtsvoll, ob er thöricht und gefährlich ist — Du mußt in diesen zehn Tagen Deine Cousine am Ende besser kennen gelernt haben als ich — allein ich kann und muß verlangen —"

Es war aber, wie wir sagten, wenn auch nicht nach der Rechnung der großen Welt, doch für das schlichte Othmaringen bereits tief in der Nacht und an den andern Tagen um diese Stunde und auch heute bisher im Schlosse todtenstill. Bei dem letzten Wort der Baronin jedoch ließ sich plötzlich ein Geräusch vernehmen, leise und entfernt und dennoch überraschend genug, um die Dame jäh abbrechen und gleich ihrem Sohne lauschen zu lassen. Eine schwere Thür wurde geschlossen, man vernahm sehr gedämpfte Stimmen oder vielmehr nur einzelne Laute derselben, dann Schritte auf der großen Treppe. Und diese letzten Töne kamen näher, durch den Corridor, obschon durch die Matten gedämpft, am Gemach der Baronin vorüber — ein rascher, fester, elastischer Schritt, wenige gedämpfte Laute einer tiefen Stimme und ebenso wenig verständliche Worte

einer andern antwortenden. Dann das Oeffnen und Schließen einer Thür, gar nicht fern, und dann die frühere, womöglich noch tiefere Stille.

Mutter und Sohn hatten während dieser Minuten, denn länger währte die Störung nicht, schweigend und angestrengt gelauscht. Nun, da Alles wieder still geworden, wandte die Baronin ihre Augen dem Sohne zu; sie sah ein wenig bestürzt aus und sagte leise: „Was war denn das, Felix? Das klang ja durchaus —"

„Als sei ein Gast angekommen, und zwar ein erwarteter und häufiger, nach der geringen Störung zu schließen, welche diese Ankunft veranlaßte", versetzte der Graf mit einem mehr noch unbehaglichen als mißmuthigen Ausdruck.

„Assurement! Und dennoch wissen wir nichts von ihm? Und dennoch kein Wort über ihn? Wie ich sage: diese Geheimnißkrämerei — oder ist es nur Schweigsamkeit? — im Hause ist völlig unerträglich! Wär' es ein häufiger Gast, wie Du nicht mit Unrecht schließest — nur um so schlimmer! Man redete nie von einem solchen. Aber, mein Kind, lache mich nicht aus, ich weiß von diesem Plan, sagt' ich. Wenn es Dagobert wäre?"

Der Graf fuhr auf. „Ich flehe Sie an, Mutter, quälen Sie sich und mich nicht mit diesem Einfall!" sprach er mit dem tiefsten Mißmuth und dem finstersten

Blick, dessen sein braunes, für gewöhnlich ein wenig mattes Auge fähig sein mochte. „Dieser Bursche — ich entsinne mich seiner kaum! — er kann ja nur ein halbes Kind sein. Mir däucht, ich las seinen Namen in der letzten Rangliste, er war eben Lieutenant bei den Jägern geworden. Halbes Kind und ganzer Laffe und überdies der reine Hungerleider und endlich der Sohn seiner Aeltern, mit denen der Onkel —"

„Mit Dir ist nicht zu reden, mon enfant!" unterbrach ihn die Dame achselzuckend und hörbar verletzt. „Meinen Correspondenten —"

„Ah bah, Ihre Correspondenten, chère mère! Die Ihnen von Fräulein Henriette keine Silbe meldeten —"

Sie wandte sich kurz ab und der Thür des Schlafzimmers zu, wo die Kammerfrau harrte. „Du scheinst der Ruhe zu bedürfen, mon enfant. Gute Nacht!"

Er trat zu ihr, ihre Hand zu küssen. „Gute Nacht, Mama", sagte er in seinem sonst gewöhnlichen leichten Tone. „Ich denke, Louis wird von diesem unbekannten Nachtgast schon etwas erfahren haben, und morgen früh werde ich gehorsam rapportiren."

„Wozu, mon enfant?" versetzte sie mit hoher Miene. „Ich erfahre den Namen dieses Gastes bei der Vorstelllung noch zeitig genug. Mich interessirt er unendlich wenig."

Aber auch der sehr gewandte, neugierige und kluge Louis, der Kammerdiener des Grafen, den dieser in seinem Zimmer auf dem Posten traf, wußte keinerlei Auskunft zu geben, ja schien von dem kleinen Nachtereigniß gar nichts vernommen zu haben; seine Augen erzählten etwas von einem versuchten Vorschlummer, den man dem armen Burschen indessen zu gute halten durfte, da Othmaringen allerdings ganz der Ort war, um Gaben und Geist, wie Monsieur Louis sich ihrer rühmte, rettungslos in Schlaf versinken zu lassen.

Graf Felix war indessen nicht so ruhig und gleichgültig, wie er sich in Betreff des unbekannten Ankömmlings der Mutter gegenüber geäußert, sondern in Wirklichkeit sehr nachdenklich, sehr verstimmt und — man gestatte uns diesen Ausdruck! — händelsüchtig, und es gab infolge dessen eine kleine Scene mit dem Diener, welche diesen zu Anfang völlig verblüffte, da er den Gebieter noch gar nicht von dieser Seite kannte, und ihn nach und nach zu einer immer pikantern Opposition sich erheben ließ: zu einem Leben, wie er es hier in Othmaringen fand und mitzuleben genöthigt war, hatte er sich nicht in die Dienste des Herrn Grafen begeben.

Kurz, Herr und Diener, sonst die besten Freunde von der Welt und voll wahrer Hochachtung vor einander, waren auf dem Wege, sich unheilbar zu ent-

zweien, als das Geräusch der von neuem sich öffnenden und schließenden, nicht entfernten Thür in des Grafen Ohr drang. Mit gebieterischer Handbewegung schnitt er die gerade im Fluß befindliche Erklärung des Dieners ab, ergriff das Licht und trat rasch entschlossen auf den Corridor hinaus — keinen Augenblick zu früh. Franz, der alte Leibdiener des Barons Othmar, war beinahe schon vorüber.

„Was gibt's?“ fragte Felix leutselig. „Sie sind ja noch spät auf den Beinen, Meister Franz, und ich hörte Thüren gehen.“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung für die Störung, gräfliche Gnaden“, erwiderte der alte Mann respektvoll. „Herr Baron von Bilingsfelden sind unterwegs aufgehalten worden und erst so spät eingetroffen —“

„Was? Bilingsfelden? Mein Vetter Fritz? Der ist hier bei Euch bekannt?“ rief der Graf sehr überrascht. „Davon weiß ich ja gar nichts!“

„Der Herr Baron kamen schon seit Jahr und Tag ein paar Mal zur Jagd“, lautete die Antwort.

„Zur Jagd — in der That, er war leidenschaftlicher Jäger. Weiß er von unserer Anwesenheit, Meister Franz?“

„Der Herr Baron waren sehr müde und fragten nur nach dem gnädigen Herrn. Da dacht' ich —"

„Ganz recht, Meister Franz, ganz recht! Das wird morgen eine charmante Ueberraschung werden! Gute Nacht, Franz!"

Und der Graf zog sich in sein Zimmer zurück, ließ sich von dem schmollenden, ceremoniösen Louis entkleiden, ohne dem Diener einen Blick, geschweige denn ein Wort zu gönnen, stieg ins Bett und löschte, als der Diener sich entfernt hatte, das Licht lautlos und mit gleichsam erstarrten Zügen. Erst nach einer langen Weile — zu andern Zeiten hätte er längst geschlafen — murmelte er in einem seltsamen, schier knirschenden Tone: „Fritz Bilingsfelden hier? In der That, da möchte einen doch der Schlag rühren! Ah, chère mère, das sind unsere Correspondenten!"

Wir können unsern Lesern leider nicht die beruhigende Nachricht geben, daß der Herr Graf von Eylingshausen sich von den Emotionen dieses Abends durch einen stärkenden Schlaf erholte. Er hatte eine schlechte Nacht.

Fünftes Kapitel.

Fechterkünste.

Danach brauchte man ihn, als er am nächsten Morgen früh bei den Andern erschien, nicht erst zu befragen, sondern sah es auf den ersten Blick an der — man muß wohl sagen: Zerstörung, die in seinem ganzen Aeußern sichtbar wurde, und Frau von Soldnau, die dem kleinen Cirkel präsidirte — Baron Othmar zeigte sich seinen Gästen im Laufe des Morgens überhaupt nur selten, und seine Schwester ließ sich erst um die Mittagsstunde außerhalb ihres Zimmers blicken — sagte daher auch, sobald sie den Eintretenden erblickte, voller Theilnahme: „Was um des Himmels willen hat Ihnen denn Ihre Nachtruhe gestört, mein lieber Graf? Unser gutes Othmaringen kennt doch weder Gespenster noch

Nachtschwärmer, welche uns anderwärts nicht schlafen lassen."

Des Grafen Blick hatte mit einer gewissen finstern Schärfe, die demselben sonst kaum jemals anhaftete, das große Gemach durchflogen, wo man sich zum Frühstück versammelte. Denn so unabänderlich schön auch noch die Tage waren, so kühl zeigten sich diese Morgenstunden und man mußte selbst aus der sonnigen Veranda in die innern Räume des Hauses zurückweichen. Heute, wo die Sonne kaum erst über die Berge herüberblickte und noch mit den dichten Nebeln rang, durfte man sich sogar des Feuers erfreuen, das hell und lustig im Kamin prasselte.

Graf Felix schaute sich vergeblich um. Es waren nur die drei Damen des Hauses im Zimmer und am Frühstückstisch, der späte Ankömmling von gestern Abend fehlte. Und da verlor der Blick des jungen Mannes seine Schärfe, er fuhr sich leicht über die Stirn, als incommodire ihn das lockige Haar, das noch nicht ganz den rechten Strich zu haben schien, und den nächsten Stuhl nehmend, versetzte er mit leichtem Lächeln: „Sind Sie eine Hellseherin, meine gnädige Frau, oder ist das Menschenkind, das man Felix heißt, wirklich ein so armselig Geschöpf, daß man ihm ein paar Stunden Kopfweh und Schlaflosigkeit von der Stirn lesen kann?"

Die Damen lachten, denn sein Ton war allerdings munter genug, ja fast schalkhaft, Frau von Soldnau aber meinte: „Nun Gott Lob, daß Sie noch scherzen mögen! Sie sehen aber ernstlich angegriffen aus, und wenn Sie das nun gar von Kopfschmerzen herleiten, so bedaure ich Sie noch mehr — das ist auch mein alter, grausamer und unversöhnlicher Feind.“

„Bei mir ist's ein neuer und sehr unerwarteter, der mich heimtückisch überfallen und daher auch niedergeworfen hat“, erwiderte er launig. „Aber ich werde seiner schon noch Herr werden.“

„Und da ist Ihre Hülfe, Cousin!“ sprach Charlotte dazwischen, gegen das Fenster deutend, wo eben der erste helle Sonnenstrahl den Nebel durchdrang und die Höhen und Bergwände drüben wunderbar hervorzutreten begannen. „Es ist prachtvoll draußen, für Leib und Seele — eigentlich viel zu schön für einen solchen Langschläfer“, fügte sie scherzend hinzu.

„Grausam, wie immer!“ entgegnete er im gleichen Tone, während sein Auge auf dem jungen Mädchen mit, man hätte glauben mögen, noch größerer und herzlicherer Aufmerksamkeit ruhte als sonst. „Aber waren Sie denn heute Morgen schon hinaus, Cousine?“

Das schöne Mädchen lachte ganz fröhlich hinaus. „Da sieht man recht, was auf die Betheuerungen der

Herren von Theilnahme und Anhänglichkeit zu geben ist!" rief sie. „Gelt, Tante, gelt, Henriette? Da sind Henriette und ich nun jeden Morgen, wo es das Wetter irgend erlaubt, in frühster Frühe draußen und streifen umher, sei es zu Fuß, sei es, wie heute, zu Pferde! Und der treffliche Herr Cousin, gräfliche Gnaden, widmen uns nun schon seit fast zwei Wochen Dero höchste Verehrung und Aufmerksamkeit und ahnen nicht einmal unsere liebste und schönste Unterhaltung! O Cousin Felix, o!"

„O, Cousine, o!" antwortete er munter in gleichem Tone. „Den Vorwurf geb' ich Ihnen noch viel ernstlicher zurück! O, Cousine, was zünden Sie mir für ein erschreckendes Licht an! Was sind Sie eigentlich mehr: versteckenslustig, mißgünstig, egoistisch oder —"

„Grausam", schob sie neckend ein.

„Das ohnehin und neben und vor allem Uebrigen!" meinte er launig. „Ist's meine Schuld, daß ich diese geheimnißvollen Ausflüge nicht ahne? Würde ich nicht mit tausend Freuden zu Ihrer Begleitung bereit sein? Was habe ich eigentlich gesündigt — ich wende mich an Ihre Güte, Frau von Soldnau — daß die beiden jungen Damen so unbarmherzig sind, meine Begleitung zurückzuweisen und hinterdrein mir mein Zurückbleiben zum Vorwurf zu machen?"

„Wir einigen uns nicht, Cousin“, versetzte Charlotte, lachend wie die Andern. „Sie heißen uns grausam, daß wir Sie nicht rufen; von Geheimniß oder Abweisen ist gar keine Rede, und wir würden gerade diesen Ruf in Ansehung Ihres zu störenden Morgenfriedens für grausam erklären müssen. Aber Sie sollen es haben, wie Sie wollen. Mißgünstig und egoistisch wollen wir nicht heißen. Finden Sie sich morgen früh rechtzeitig am Portikus ein. Ich bin in der That neugierig, was in Ihnen siegt, die —“

„Die Freude, Sie zu begleiten — seien Sie unbesorgt!“ unterbrach er sie heiter und fügte, indem er ihre Hand nahm, herzlich hinzu: „Sie sind doch gut, Cousine! Das ist ein Friedensschluß, der mich glücklich macht.“

Man erhob sich in froher Laune, man trat an die Fenster und dann in die Veranda hinaus, wo die Sonne jetzt schon behaglich wärmte und der sich immer mehr lichtende Nebel die wundervollsten Ausblicke über die Terrassen und den Wiesengrund, über den Wald hinauf bis zu den Gebäuden von Neu-Othmar und dem Getrümmer der alten Burg gestattete.

„Sie haben Recht, der Morgen ist himmlisch“, sagte Graf Felix fast enthusiastisch, „und eine Sünde ist's, ihn daheim zu verlieren. Wie bestimmen Sie über die nächsten Stunden, meine Damen? Darf ich mit Ihnen

hinaus oder muß ich's, nach Ihrer geheimnißvollen Frühpromenade, allein versuchen? Oder —" und sein Auge überflog fragend den kleinen Kreis — „am Ende dennoch in noch dazu ganz unerwarteter Begleitung! Denn ich hörte zu meiner Ueberraschung ja vom alten Franz, daß mein Vetter Friedrich Bilingsfelden gestern Abend angelangt sei; ich ahnte nicht, daß er mit Ihnen bekannt, und dachte ihn schon hier zu finden, ganz bereit zum Jagdzug, denn er ist ein großer Jäger vor dem Herrn, der edle Vetter! Aber er liebt, wie es scheint, seinen Morgenfrieden noch mehr als ich!"

Die alte Dame war ersichtlich sehr überrascht; sie schaute zuerst den Grafen, dann ihre Nichte und Henriette mit fragenden und zweifelnden, Bestätigung suchenden Blicken an und ließ nur nach einer Pause ein abgebrochenes: „Ein Gast hier? Aber erfuhrt Ihr denn davon?" laut werden.

Und Henriette antwortete freundlich: „Ja, Tante —" in einem so langen, stillen und innigen Zusammenleben, wie es diesen Menschen geworden, pflegt man die Benennungen und Anreden nur von der Zärtlichkeit bestimmen zu lassen — „ja, Tante, die Marie sagte uns heute Morgen, daß der Herr Baron angekommen sei, und wir waren auch überrascht und fanden es ein

wenig seltsam, daß Papa gar nichts davon gesagt, obgleich er's doch hat wissen müssen."

„Ja, in der That seltsam!" meinte der Graf. Sein Auge ruhte auf Charlotten, welche an der Brüstung der Veranda stand und, für die Unterhaltung anscheinend theilnahmlos, ins Thal hinabschaute.

„Doch nicht so sehr", sagte sie jetzt indessen, ruhig aufblickend. „Papa redet meistens kein Wort mehr, als irgend nöthig ist, und Herr von Bilingsfelden war die beiden Male, da er bisher hier verweilte, so wenig ein rechter Gast oder wirklicher Hausgenosse, daß wir Andern kaum einer Benachrichtigung bedurften. Du wirst's erfahren, Tante, Du sahst den Herrn noch nicht. Daß Jemand so wenig Störung machen könne, hab' ich nie für möglich gehalten. Man lernt den Baron kaum kennen, wie lange er auch verweilt, so wenig hört und sieht, so wenig spürt man von ihm."

„Behüte Gott!" rief Graf Felix mit auffällig spöttischem Verziehen der Lippen. „Daß mein edler Vetter etwas Besonderes ist, hab' ich längst gewußt, aber daß er eine Tarnkappe besitzt und sich unsichtbar zu machen versteht, hab' ich nicht geahnt. Da kennen auch Sie ihn also fast nur dem Namen nach, Cousine?"

„Beinahe", versetzte sie mit der gleichen Ruhe wie vorhin, und die Züge des schönen Gesichts und ihre

Augen, welche unbefangen denen des Grafen begegneten, widersprachen ihrem Tone nicht im geringsten, wenn auch eben ein leichtes Lächeln durch sie hinglitt. „Ihr Einfall ist hübsch, Cousin. Es ist wirklich mit Ihrem Verwandten ungefähr so."

„Am Ende ist er schon unter uns!" rief Felix wieder spöttisch lachend und indem er suchend umherblickte.

Frau von Soldnau war diesem raschen Gespräch mit größter, unsern Lesern sicher nicht unverständlicher Aufmerksamkeit gefolgt und hatte zumal Charlotte anfangs mit einer Art von Unruhe, bald aber um so befriedigter beobachtet, als auch nicht das Geringste bemerkbar wurde, das ihr hätte Sorge machen können. Desto weniger gefiel der klugen und erfahrenen alten Frau aber, was sie vom Grafen Felix vernahm; es klang darin und sprach daraus etwas, das von der ihr bisher bekannt gewordenen Weise des Herrn sehr verschieden war, etwas Scharfes, ja fast Gereiztes, etwas Spöttisches, ja beinahe Hohnvolles, und sie konnte sich nicht enthalten, auf seine letzten Worte im Tone einer gewissen Befremdung zu erwidern: „Sie lieben Ihren Verwandten nicht, wie es scheint, Herr Graf?"

Es zuckte etwas durch sein Gesicht; begriff er ihr Recht zu dieser Frage? „Mon dieu, woraus schließen Sie das, meine gnädige Frau?" rief er nur noch mit

munterem Ausdruck aus. „Aus meinem Scherz, der doch gewiß nicht böse gemeint ist? Lieber Gott, der edle Ritter Fritz und ich waren vordem die besten Freunde von der Welt, und ich wüßte nicht, weshalb wir's auch jetzt nicht sein sollten, obschon oder vielleicht gerade weil wir uns in den letzten fünf bis sechs Jahren kaum ein paar Mal und nur auf Stunden begegneten! Geneckt haben wir uns immer, er mich mit meinen Civilneigungen — er glaubt, daß ein Cavalier Soldat sein müsse, nichts Anderes sein könne! — und ich ihn mit seiner Ritterlichkeit sans peur et sans reproche! Es scheint aber mit ihm ein wenig zurückzugehen. Denn daß er heute Morgen ein so ungalanter Langschläfer —"

„Darin thun Sie dem Herrn Baron Unrecht", fiel Henriette unbefangen ein. „Die Jungfer berichtete uns nicht nur, daß Ihr Verwandter spät eingetroffen, sondern auch, daß er, gerade wie die vorigen Male, heute früh schon vor Thau und Tage — so hieß sie es — mit dem Jäger in die Reviere gegangen sei."

„Behüte Gott!" rief Graf Felix mit scherzhaftem Erschrecken. „Vor Thau und Tage, sagen Sie? Also diese Leidenschaft scheint noch gewachsen zu sein! Sind Sie gar nicht für Ihre Rehe besorgt, Cousine?"

Charlotte schüttelte ruhig lächelnd den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Herr von Bilingsfelden und meine

Rehe einander begegnen oder stören", entgegnete sie. „Er sucht sich bessere Reviere als hier den Schloßwald, denke ich."

Frau von Soldnau gab dem Gespräch durch eine Frage nach einem gemeinsamen Bekannten, dem der Graf und seine Mutter vor kurzem erst begegnet waren, eine andere Wendung und ließ es, solange man noch bei einander verweilte, nicht wieder auf das alte Thema zurückkommen. So ruhig und freundlich hier, so lustig und spöttisch da die Unterhaltung auch von allen Theilnehmern geführt worden, war doch anscheinend nicht einem wohl und behaglich dabei geworden, und der Dame mißfiel vor allem dieser Angriff und diese Vertheidigung eines Abwesenden und die dadurch veranlaßte Offenbarung oder gar Steigerung eines Interesses, das ihr zum mindesten für ihre beiden Pflegebefohlenen nichts weniger als gleichgültig war.

Was sie am Ankunftsmorgen der Gäste bei der Buche droben mit dem Pfarrer geredet und ebenda mit ihm erlebt hatte, war ihr seither nicht aus dem Sinn gekommen und sie hatte ihre Nichte, wie sie Charlotte nun einmal hieß, nicht aus den Augen gelassen. Wenn ihre Befürchtung irgend einen Grund hatte, so mußte dieser aller Wahrscheinlichkeit nach gegenwärtig eher und leichter klar werden als zu jeder andern Zeit;

denn des Grafen täglich offener dargebrachte Huldigungen und sein ganzes, wenn auch überraschendes, doch nicht mißzuverstehendes Gebaren mußten auch Charlotte gewissermaßen zu einer Offenbarung dessen zwingen, was es in ihrem Herzen gab.

Was die Dame in dieser Richtung bisher an ihrem Pflegekinde beobachtet, hatte ihre Befürchtungen eher vermehrt als zerstreut. Mochte Graf Felix im Uebrigen und zumal in seinen Kreisen der großen Welt sein, wie er wollte, hier in Othmaringen und vor seiner Cousine zeigte er sich als einen angenehmen, unterhaltenden Gesellschafter, als einen Mann von Welt, Bildung, Takt und Geschmack, und da er, wenn auch nicht schön und noch weniger imponirend, dennoch ein durchaus ansprechendes Aeußeres besaß und alle seine innern und äußern Vorzüge und Fähigkeiten in tadelloser, ungezwungener Weise zur Geltung zu bringen verstand, so war nicht abzusehen, weshalb ein solcher Mensch, zumal wenn er seine Huldigungen darbrachte, wie der Graf es that, nicht einen durchaus günstigen und angenehmen Eindruck auf die Dame hätte machen sollen, welcher er seine Verehrung weihte. Eine Abweisung war entweder nur durch Gründe zu erklären, welche man aus der Persönlichkeit oder aus dem Leben des Grafen schöpfte, oder das Herz der Verehrten

rechtfertigte sie, wenn es das Gefühl, welches der Graf in ihm zu finden wünschte, bereits einem Andern gewidmet hatte.

Von jenem ersten Punkt, von den aus der Persönlichkeit und dem Leben des Grafen geschöpften Abweisungsgründen, konnte hier keine Rede sein. Wir sagten schon, daß, was man von Felix in Othmaringen sah und hörte, mehr für als wider ihn sprach, und sein Weltleben reicht nichte hierher. In Ansehung des zweiten Punktes aber, da sorgte die alte Dame eben, da beobachtete sie und wurde immer besorgter. So heiter sich Charlotte auch gab, so unbefangen, so freundlich, ja so scherzhaft zu Zeiten, schien sie ihrem Vetter gegenüber doch niemals warm und herzlich, geschweige denn innig zu werden, wie sie es so ganz sein konnte, wo ihr Herz getroffen wurde. Seine Huldigungen glitten anscheinend spurlos von ihr ab, ja sie beachtete sie kaum oder verstand sie nicht einmal. War das möglich, fragte die alte Dame sich stets von neuem, wenn ihr Herz wirklich noch frei war? Und wenn das nicht der Fall, an wen konnte diese Freiheit verloren gegangen sein, wenn nicht an denjenigen, der in der Abwesenheit der Matrone ein Gast des Hauses geworden war?

Und jetzt war der gefährliche Fremdling da! Frau

von Soldnau war, wie wir angedeutet haben, sehr überrascht, da auch sie kein Wort von diesem bevorstehenden Besuch erfahren hatte, allein unangenehm war diese Ueberraschung keineswegs. Jetzt, zumal die beiden Männer zusammentrafen, mußte sich, wie sie sich wiederholte, ein Blick in Charlottens Herz gewinnen lassen, und ein zweiter in Wesen, Charakter und Absichten des Mannes, von dem die Matrone nur durch Fremde etwas wußte und dessen Name seit ihrer Rückkehr hier noch nicht genannt war. Ja, schon das Gespräch über ihn mußte diesen Blick ermöglichen.

Darin täuschte die Dame sich indessen ganz und gar. Ruhiger, unbefangener und, man hätte sagen mögen, unbetheiligter konnte kein Mensch über den andern urtheilen oder ihn gegen Neckereien oder Vorwürfe in Schutz nehmen, als es Charlotte laut werden ließ. Da schien von keiner auch nur annähernd ernsten Theilnahme eine Spur zu sein. Und ebenso auch nicht für Felix? War es denn möglich, daß in diesem liebreizenden, warmen und innigen Geschöpf das Herz noch völlig frei in seinen stillen Träumen ruhte?

Frau von Soldnau wußte nicht, sollte sie glücklich, sollte sie unglücklich darüber sein; sie wußte nicht, was sie denken, nicht, was sie glauben durfte, und mochte daraus entstehen, was da wollte, schweigen konnte sie

nicht länger! Und das Auge zu Henrietten erhebend, die neben ihr in der Veranda stand, während Charlotte mit Felix die Stufen hinabgetreten war und plaudernd auf der obersten Terrasse hin und her ging, sagte sie in nachdenklichem Tone: „Weißt Du, mein Kind, ich bin eben sehr überrascht worden, und zwar nicht sowohl durch die plötzliche Ankunft dieses Herrn von Bilingsfelden — wir wissen ja, wie wunderlich Baron Othmar meistens ist! — als vielmehr durch das, was ich an unserer Kleinen beobachtete. Wie ich von diesem Gaste in der Ferne hörte, kam mir der Gedanke, daß er sicher nicht ganz eindruckslos an Charlotten vorübergehen werde; ich wußte selbst nicht, sollte ich darum sorgen oder mich freuen, und was ich hier fand, die völlige Schweigsamkeit über ihn, die völlige Gleichgültigkeit gegen den jungen Grafen, bestärkte mich in diesem Glauben. Nun aber, wie sie eben war und sich äußerte, zeigt mir doch wohl, daß ich mich vollständig getäuscht habe?"

Henriette hatte schweigend und gesenkten Blickes zugehört. Nach einer Pause erst sah sie auf und erwiderte, indem ihre Wangen sich leise rötheten, hörbar ein wenig unsicher: „Ich weiß wirklich nicht, Tante, das heißt für früher. Für jetzt freilich, glaube ich, täuschten Sie sich allerdings. Früher, nach des Herrn

Barons zweiter Anwesenheit im Frühling, habe ich selber an dergleichen gedacht, geschlossen darauf aus diesen und jenen Zeichen, die man aber kaum einem Andern deutlich machen kann; bekannt hat sie mir nie etwas, wie ich sie denn freilich auch nicht fragte, ja sie hat fast nie mit mir über ihn gesprochen. Sie werden es schon selbst bemerkt haben, daß sie viel stiller und verschlossener wurde, als sie sonst war. Allein wenn sie auch wirklich einmal tiefer gefühlt hat, so ist das gewiß schon seit Monaten vorüber. Ich schließe auch dies nur aus andern Zeichen; weshalb, das ahne ich nicht. Es ist inzwischen nicht mehr von ihm die Rede gewesen, erfahren konnte sie nichts Neues von ihm, und neue Bekanntschaften hat sie auch nicht gemacht bis zur Ankunft ihres Cousins."

„Das glaubst Du?" fragte die Matrone gedankenvoll.

„Ja, ich schließe es, wie gesagt, aus jenen nur dem eigenen Auge eines Beobachtenden sichtbaren und verständlichen Zeichen. Ich glaube gewiß, daß ich mich nicht täusche. Charlotte ist in diesen letzten Monaten wieder anders, mehr die Frühere geworden, heiterer, beweglicher, offener."

Nach einer langen Pause erst sagte die Dame, mit den Augen auf das drunten wandelnde Paar blickend,

dessen Unterhaltung die munterste zu sein schien: „Und Graf Felix, wie denkst Du darüber?“

Henriettens Auge war voll Schelmerei und auch in ihrer Stimme war ein Klang von unterdrückter Heiterkeit, als sie versetzte: „Das, Tante, weiß ich wirklich nicht. Mühe gibt er sich freilich, und daß er sie grausam heißt, verdenk' ich ihm kaum. Denn wie er es auch treibt, zum Ernst hat er sie noch nicht einmal zu bewegen vermocht. Und das verdenk' ich ihr wieder nicht. Denn auch ich kann nicht ernst auf ihn sehen und nicht daran glauben, daß es ihm Ernst sei.“

Das Paar kam lachend und scherzend die Stufen wieder herauf, denn die Sonne fing an, heiße Strahlen herabzusenden. Die Damen zogen sich ins Haus zurück, und Felix ließ durch einen Diener aus der Wohnung des abwesenden Jägers Flinte und Tasche entnehmen — man fand dergleichen auf Othmaringen sonst schwerlich — um sich zu einem eigenen Jagdzuge auszurüsten. Der Diener grinste, denn man brauchte den Grafen allerdings nur anzusehen, um ihn für Alles eher als einen Jagdliebhaber zu halten, und Felix zuckte selber lächelnd dazu die Achseln; er besaß nicht den Ehrgeiz, für einen Jäger zu gelten, spottete vielmehr gelegentlich über diese Leidenschaft. Hindern ließ er sich dadurch indessen nicht, sondern stieg, als er

fertig war, die Terrassen hinab und schritt drüben durch das Seitenthälchen in den Wald hinein, zu welchem Zweck eigentlich, war ihm selber vermuthlich ebenso wenig klar wie einem Andern. Denn ganz abgesehen davon, ob er seinem Vetter überhaupt zu begegnen wünschte, war es bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der Gegend mehr als fraglich, ob ein Zusammentreffen stattfinden oder auch nur möglich sein würde. Im Gegentheil, wenn ihn nicht der Wunsch hinaustrieb, seiner Mutter und ihrer Aufregung über den unerwarteten Besuch aus dem Wege zu gehen, war es wahrscheinlich nichts als die helle Langeweile oder das Gefühl seiner vermeintlichen unglücklichen Liebe.

Solchen Wünschen und Empfindungen entsprachen seine heutigen Erlebnisse denn auch im genügendsten Maß; er verirrte sich auf das allergründlichste und hatte, nachdem er sich von einer mühsam erstiegenen Höhe wieder orientirt, so tüchtig zu marschiren, daß er mit knapper Noth noch zur Mittagsstunde das Schloß zu erreichen vermochte, sterbensmüde, vor allen Dingen aber so durstig und hungrig, daß er sich solcher plebejen Regungen nicht einmal schämte, sondern nur eilte, seine Toilette zum Diner zu beenden. Der alte Onkel versäumte den Mittagstisch nie, während er seine Hausgenossen und Gäste zu andern Stunden keineswegs

durch seine Gegenwart verwöhnte, und sah das Ausbleiben eines Theilnehmenden mit Gleichgültigkeit, das Zuspätkommen aber mit unverhehlter Empfindlichkeit an.

Als er in den kleinen Speisesaal trat, fand er die Gesellschaft schon bei einander, und da er seine Mutter erblickte, überkam ihn ein aus Schadenfreude und Genugthuung gemischtes Gefühl, und er begriff, daß der Wunsch, ihr einstweilen auszuweichen, im Grunde das stärkste nnd zugleich gerechtfertigtste Motiv zu seinem Ausfluge geliefert haben dürfte. Frau von Vögelsbach begrüßte den Sohn mit einem Blick, dessen erstes Zürnen sich fast unmittelbar in den Ausdruck einer anklagenden Verzweiflung und sogleich in den einer bittern Resignation verwandelte. Graf Felix hielt diesen bedenklichen Zeichen einer sehr complicirten Aufregung keine Sekunde länger Stand, als sein Gruß in die Runde währte, und schritt alsbald vorwärts, wo er seinen Vetter im Gespräch mit dem Hausherrn und dem Pfarrer erblickte, welcher letztere sich seither nur wenig im Hause hatte sehen lassen.

Baron Othmar war ersichtlich heiterer und angeregter, als er seit dem Ankunftstage seiner Verwandten diesen sich gezeigt hatte; er empfing den Neffen mit einem Scherz über dessen Jägerei und einer neckenden

Frage nach seiner Beute. Der junge Mann antwortete in munterer Laune und wandte sich dem neuen Gaste zu, der ihm mit freundlichem Zunicken die Hand bot und dabei sagte: „Sieh da, Vetter, wir trafen uns lange nicht. Ich freue mich, Deine Mutter und Dich einmal wiederzusehen.“

Es war etwas unendlich und zugleich wohlthuend Ruhiges in seinen Worten, seiner Stimme, seiner ganzen Erscheinung; man mußte zu dieser Persönlichkeit so zu sagen auf den ersten Blick Vertrauen fassen und nicht minder Achtung vor ihr empfinden; denn es war etwas an ihr und um sie her, das in ihr nicht nur den vornehmen Mann im besten Sinne des Worts, sondern auch einen durch und durch tüchtigen, gesunden und würdigen Menschen erkennen ließ. Und dieser Eindruck ging weniger von der stolzen Schönheit seiner ganzen Erscheinung aus, als von dem Ausdruck echter Männlichkeit und Würde und eines ernsten Selbstbewußtseins, welche sich in jedem Zuge und Blick, in jeder Bewegung aussprachen. „Ein Edelmann nicht blos von seinen Ahnen her, sondern mehr noch durch sich selbst“, hatte Baron Othmar von ihm vordem einmal zum Pfarrer gesagt. Das traf zu.

Man setzte sich zu Tische. Die Unterhaltung war eine angenehm belebte, und Baron Othmar betheiligte

sich nicht nur in ungewöhnlichem Maße an ihr, sondern erhielt sie auch im Fluß und leitete sie in einer Weise, welche sein Wohlgefallen an dem neuen Gaste auf das deutlichste verrieth. Seine Schwester und ihr Sohn, sowie vielleicht auch Frau von Soldnau hatten dagegen allzuviel zu beobachten, als daß sie hätten ihren gewöhnlichen lebhaften Beitrag zu dem Gespräche geben mögen, und die erstere zumal erschien so unruhig und zerstreut, daß mehr als einer von den Uebrigen auf sie aufmerksam wurde und Charlotte sie herzlich fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie wies das mit einer Art von Ungeduld zurück.

Im Sinne der drei Beobachtenden gab es indessen nicht das Geringste, das ihre Mühe gelohnt hätte. Der Fremdling verkehrte mit der Tochter des Hauses in der völligsten Unbefangenheit und freundlichsten Artigkeit eines schon ältern Bekannten, und auch das schöne Kind zeigte nichts als die anmuthigste Freiheit und liebenswürdigste Ungezwungenheit gegen denjenigen, welcher nicht nur ihrem Vater willkommen war und von ihm geschätzt wurde, sondern auch ihr selbst als ein bedeutender Mensch, als Mann von Welt, Bildung und Erfahrung wohlgefallen mußte.

Nach Tische zogen sich nicht nur Baron Othmar, sondern auch die Damen nach der in Othmaringen

herrschenden Gewohnheit zurück. „Ich hoffe Dich nachher ruhiger sehen und sprechen zu können, mon neveu,“ sagte Frau von Vögelsbach, bevor sie sich entfernte. „Du mußt mir viel erzählen und erklären, ich bin schon lange außer aller Verbindung mit Euren Kreisen.“

„Bauen Sie doch nicht zu viel auf mich“, versetzte Herr von Bilingsfelden, leicht das Haupt schüttelnd; „meine Verbindung mit den meisten dieser Kreise ist eine sehr lockere. Sie erinnern sich wohl, daß ich nie ein Mann der Gesellschaft war. Jetzt ist obendrein meine Zeit eine sehr beschränkte. Ueberdies, meine Tante, muß ich Sie um Geduld bis heute Abend bitten“, fügte er hinzu. „Ich habe mir den Jäger schon zu einem zweiten Gange bestellt.“

„Cousine, Cousine, nehmen Sie Ihre Rehe in Acht, oder schicken Sie mich mit zur Ueberwachung!“ rief Felix lachend Charlotten zu. „Der große Nimrod läßt nichts am Leben!“

„Fräulein von Othmaringen kennt mich besser und ist auch nicht so schreckhaft, glaube ich“, sagte Herr von Bilingsfelden mit einem freundlichen Blick in das ihn anlächelnde Auge des Mädchens, das sich eben entfernen wollte.

„Auf ein Wort, mon fils!“ sprach die Baronin, indem sie sich ihr zu folgen anschickte. „Es liegen mehrere

Briefe für Dich drinnen, auch einer von der Gesandtschaft; es könnte doch sein —" Und da er, augenscheinlich ungern, mit ihr ein paar Schritte weiter ging und sich von dem Vetter entfernte, fügte sie in einem Tone, als sei sie ganz außer sich, halb erstickt hinzu: „Was heißt das, Felix? Was will er hier? Wie kommt er hierher? Und wie mein Bruder ihn bevorzugt —"

„Das heißt, Mama, daß Ihre Correspondenten Dummköpfe sind", fiel der Sohn grob genug ein. „Fritz ist schon zum dritten oder vierten Male hier, vom Onkel selbst eingeladen. Sie ahnen das nicht einmal! Aber ich muß zu ihm zurück", brach er, sich von ihr wendend, ab. „Ich bin selber ein wenig neugierig."

Die Tischgesellschaft hatte sich vollständig zerstreut, denn auch der Pfarrer war auf einen Wink des Barons, der Felix keineswegs entgangen war und ihn, er wußte selbst kaum weshalb, bestürzt gemacht hatte, mit dem Alten in dessen Gemächer gegangen, und die beiden Verwandten blieben allein bei dem Kaffee und der Cigarre in der Veranda zurück, welche jetzt, von der Sonne verlassen, einen ungemein behaglichen und durch die prächtige Aussicht erfreuenden Ruheplatz darbot.

„Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich heute Morgen Deinen Namen hörte", sagte Graf Felix in

einem leider gesucht muntern Tone. „Du außerhalb der Residenz, jetzt, bei Deiner neuen Stellung — auf Seele, mein Lieber, Du machst eine prachtvolle Carrière, ich gratulire Dir! — und hier, bei meinen Verwandten, die keinen Menschen kennen und von keinem Menschen gekannt werden —"

„Wobei die Menschen sicher mehr verlieren als die Deinen", bemerkte Herr von Bilingsfelden ruhig.

„Je le concède — unter Umständen, heißt das", sprach der Graf, und wie er ein Bein über das andere schlug, die Cigarre hin und her drehte, die Tasse hin und her schob und die Augen bald auf den Vetter, bald von ihm abwandte, verrieth er nur zu deutlich, wie unruhig es in ihm aussehen mochte. „Es sind außerordentlich würdige, außerordentlich respectable Leute, alle, jung und alt, Herrschaft und Diener, aber für Jemand, der in der Welt lebt, doch ein wenig seltsam, so alterthümlich, so unbeweglich, ein ganz klein wenig ermüdend."

„Mir erschien das anders; ich gehöre freilich nicht zu der großen Welt und mache geringere Ansprüche", versetzte der Andere mit der frühern Trockenheit. „Dein Onkel erschien mir wie ein Mann von Ehre, Charakter, Bildung und Erfahrung, durch das Leben ernst gestimmt, der Pfarrer wie das Muster eines würdigen

Geistlichen, zumal in dieser Zeit der Zwietracht und Unduldsamkeit nicht hoch genug zu schätzen, die Damen endlich, wie Eure Gesellschaft, soviel ich davon kenne, Gott alle Tage auf den Knieen für ähnliche Erscheinungen danken würde, wenn sie dergleichen in ihrem Kreise fände."

„Ah!" machte Felix.

Das ernste, tief blaue Auge des Vetters ruhte auf seinem leicht gerötheten Gesicht mit festem und dennoch zugleich stillem Blick. Da dem Ausruf jedoch keine weitern Worte folgten, sagte der Herr nach einer Pause kalt: „Du meintest, Vetter?"

„Ah, nichts, nur ein Einfall!" wich Felix aus. „Beiläufig, ist die Frage indiscret, wie Du eigentlich gerade in diese Clausur gelangtest?"

„Durchaus nicht indiscret", entgegnete der Herr so trocken wie immer. „Ich habe vor Jahr und Tag Neideck geerbt; es lag mir daran, das sehr heruntergewirthschaftete Besitzthum wieder zu heben, und da die Waldwirthschaft hier auf Othmaringen musterhaft, ja berühmt ist, so war ich glücklich, als ich Deinem Onkel zufällig begegnete — ich kannte ihn noch aus dem Hause meiner Aeltern, wo er sehr beliebt war — und von ihm eingeladen wurde, mir seine Forsten anzusehen und mit seinem Förster zu conferiren. Seinen

reichen Wildstand gab er mir ebenfalls frei, und ich war und bin ihm sehr dankbar. Ich lerne hier jedesmal in acht Tagen mehr als auf einer Forstakademie in Monaten. Der Förster und selbst der Jäger sind ausgezeichnete Leute."

„O über den Heuchler!" sagte Felix nach einer kleinen Pause mit lachender Miene.

„Ich verstehe Dich unglücklicherweise durchaus nicht", lautete die von dem frühern festen und stillen Blick begleitete kalte Antwort.

„Oder ist's die himmelschreiendste Ungalanterie unseres stolzesten und schönsten Cavaliers? Ich dächte, die schönen Augen der Erbin von Othmaringen würden schon allein genügen, Othmaringen selbst und den Aufenthalt in ihm so interessant wie möglich zu machen. Die vorzügliche Forstcultur freilich und der ausgezeichnete Wildstand sind nicht zu verachtende Zugaben und weitere Reizmittel!"

Herr von Bilingsfelden hatte den Grafen völlig ausreden lassen, obgleich sich in seinem stolzen Auge und auf der hohen Stirn nicht nur ein gewisser Unmuth, sondern sogar etwas wie leichte Mißachtung zeigte. Jetzt war dieser Zug indessen schon wieder verschwunden. Er streifte die Asche von der Cigarre und sprach, indem er sich zugleich erhob, mit wunder-

barer Kaltblütigkeit: „Soweit ich mich erinnere, excellirtest Du vordem nicht gerade in Deinen Urtheilen über Menschen und Verhältnisse, Vetter, und ich sehe, daß auch Deine seitherige Carrière Dir darin nicht viel genützt hat. Ich liebe die Offenheit", fuhr er fort, stets in gleichem Tone, während dabei sein Auge den über die erste unumwundene Bemerkung ersichtlich empfindlichen Verwandten so zu sagen im Bann hielt; „Deine Mutter schien mir über meine Anwesenheit zu erschrecken, Du selbst warst und bist auch nicht frei. Verfolgt ihr bei Eurem hiesigen Aufenthalt irgend einen Plan, so thut das und laßt Euch, zumal durch mich, nicht stören. Ich habe weder etwas dafür noch dagegen. Ich sehe in Fräulein von Othmaringen eine anmuthige und duftvolle Blüte ihres alten Stammes; man heißt sie hierherum ja die Rose von Othmaringen, und zwar mit vollem Recht, wiederhole ich. Es ist ein sehr hübsches, liebenswürdiges, gütiges und zugleich hochgebildetes und, wenn ich mich nicht sehr irre, schon charaktervolles Kind, aus dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Frau — oder sage Dame — entwickeln wird, wie ich wenig ähnliche kenne. Wen sie dereinst mit ihrer Hand beglückt, der wird, glaube ich, wirklich beglückt sein. Ich aber, und damit lasse es ein- für allemal genug sein, strebe nach diesem Glücke nicht."

Nach einem tiefen Athemzuge sprach Graf Felix, wieder einmal mit einigermaßen gesucht heiterem Ausdruck: „Also noch immer der alte Eisberg, starr auch gegen die glänzendsten und glühendsten Strahlen der schönsten Sonne? Oder hinge diese Unnahbarkeit am Ende doch mit jenem Gerücht zusammen —"

„Mit was für einem Gerücht?" Wir hörten von Herrn von Bilingsfelden erzählen, daß er in dem Ruf stehe, hochmüthig zu sein, und wer den Ton dieser seiner Frage beachtete und den Blick und die Miene sah, die sie begleiteten, konnte den Ruf für begründet halten.

„Bitte, Vetter Fritz, ich bin zu discret und loyal, um etwas auszusprechen, das vielleicht eben nur ein wenn auch schmeichelhaftes Gerücht", versetzte der Graf mit einer gewissen weltmännischen Artigkeit. „Dazu kannst Du nicht wohl in Zweifel über das sein, was ich meinte, bist vor allem aber hoffentlich davon überzeugt, daß ich mich am allerwenigsten in Deine Angelegenheiten mische."

„Darum bitte ich dringend", versetzte der Andere unverändert stolz und kalt. „Und hörtest Du wieder von Gerüchten, die mich beträfen, so habe die Güte, die Herumträger von dieser meiner Bitte zu unterrichten. Aber der Jäger wird auf mich warten", brach er ab. „Wie ist's, begleitest Du uns?"

„Ich danke", entgegnete der Graf lachend. „Die Motion des Morgens war völlig genügend für mich."

Am Abend dieses Tages wurde Frau von Soldnau bei ihrer Nachttoilette, welche sie allein vorzunehmen pflegte, durch den Eintritt Charlottens auf das höchste überrascht, denn die Gesellschaft war bereits seit längerer Zeit auseinander gegangen und sie hatte das Mädchen schon im Bette geglaubt.

„Verzeihe mir die Störung, Tante", sagte das junge Mädchen, indem es sich zu der Matrone niederbeugte und die Stirn derselben küßte, auf das herzlichste. „Ich meinte die Mittheilung nicht aufschieben zu dürfen, die ich Dir zu machen habe, und fand heute Abend keine Gelegenheit dazu. Heute Nachmittag hat Vetter Felix mich um meine Hand gebeten, Tante."

„Aber, Charlotte, mein Kind!" rief die alte Dame mit allen Zeichen eines ernstlichen Schreckens aus und erhob sich rasch von ihrem Stuhle. „Ich bitte Dich, das ist doch —" Sie vollendete den Satz nicht, sondern wandte sich jäh ab und ging ein paar Mal rasch auf und ab, bevor sie tief aufathmend, aber hörbar gefaßter hinzufügte: „Und Du hast ihm geantwortet?"

Und ebenso wenig, wie die sehr ungewöhnliche Weise der Tante sie zu erstaunen geschienen, verrieth sie durch Stimme und Ausdruck irgend eine besondere innere

Erregung, als sie erwiderte: „Wie ich es zu müssen glaubte, liebe Tante: daß ich dazu weder ja noch nein sagen könne, sondern daß die Entscheidung vom Papa und Dir abhänge. So wird er denn morgen wohl sprechen. Dir aber wollte ich es noch heute sagen.“

Nach einer Pause des stummen, wehmüthigen Anblickens legte die Matrone beide Arme um das Mädchen und sagte mit zitternder Stimme: „Mein einziges, geliebtes Kind, kannst Du ihn denn lieben, Deinen Vetter?“

„Ich hoffe es, liebste Tante“, versetzte Charlotte mit ruhiger Freundlichkeit. „Bisher ist mir das freilich ein sehr unbekanntes Gefühl“, setzte sie leicht lächelnd hinzu. „Aber Felix ist doch ein guter, liebenswürdiger Mensch, durch seine Stellung allein bisher in eine gewisse Aeußerlichkeit hineingezogen, die sich gewiß in der Häuslichkeit verlieren wird. Und er hat mich sehr lieb, glaube ich ihm, und hofft mit mir und durch mich glücklich zu werden. Ich habe Vertrauen zu ihm, Tante.“

Sechstes Kapitel.

Beim Italiener.

„Also das ist der Bilingsfelden? Nun, ehrlich gestanden, Kamerad, angenehm und höflich find' ich ihn nicht, zumal nicht gegen Dich. Ihr seid ja doch wohl mit einander verwandt, meine ich gehört zu haben?"

Also sprach im elegantesten Kaffeehause der Residenz, das nicht weit vom Schlosse gelegen war, ein junger Offizier zu einem andern und sah dabei von der Thür, welche sich eben hinter einem Gehenden geschlossen hatte, zum Fenster zurück, an dem die Beiden saßen, und hinaus auf die Straße. Der genannte Herr ging dort gerade vorüber, und wie er die Grüße Begegnender, besonders der Militärs erwiderte, welche um diese Stunde zahlreich vom Schloßplatz zurückströn..en, das

entsprach gleichfalls der ganzen, uns nun schon mehrfach angedeuteten Weise des stolzen Mannes; sein Gruß blieb kurz und fremd, und von Freundlichkeit zeigte sich weder in seiner Miene noch in seinen Bewegungen die leiseste Spur.

Der Angeredete, der dem Sprecher gegenüber in einem der kleinen Lehnstühle, der sehr behaglichen Insassen der Fensternischen, mehr lag als saß, gab sich nicht die Mühe, den Kopf zu wenden, sondern drehte nur langsam das Auge mit dem eingeklemmten Glas dem Fenster zu und ließ seinen Blick dem sogenannten Verwandten mit einer an — sei es Melancholie, sei es Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit folgen. Darauf seufzte er ein wenig, gähnte um Einiges stärker — ein Vornehmen, das zu einer wunderbaren Grimasse führte, da er es nicht für nöthig fand, die Cigarre während desselben aus dem Munde zu nehmen — und dann endlich sprach er in jenem halb schnarrenden, halb lispelnden Tone, der bekanntlich für bürgerliche Ohren — es war Gott Lob auch kein solches in der Nähe — nicht ganz verständlich ist: „Ja, mon cher, das ist der Bilingsfelden, ein glücklicher Hund, foi de gentilhomme! Seit zwei, drei Monaten Adjutant Seiner Hoheit, jetzt schon mit einer Wohnung im Schloß begnadigt und mit dem Majorspatent erfreut — er ist noch nicht dreißig

Jahre alt! ist's da ein Wunder, daß er auf uns arme Schlucker ein wenig herabsieht?"

„Und woher stammt diese ungemeine Protection?" fragte der Andere. „Ist es wahr, daß —"

„Pst, mein Lieber, darüber spricht man nicht. Kurzum, er hat diese allerhöchste Protection, obgleich er sich in seiner unverschämt hochmüthigen Weise verzweifelt wenig um dieselbe zu kümmern scheint. Und das ist für uns völlig genug; er ist ein glücklicher Hund, sage ich! Und Du begreifst, mein Lieber, daß er sich unter diesen Umständen einen Ton gestatten darf, der ohne dieselben schwerlich durchzuführen sein dürfte, daß man Rücksichten übt, daß man seine Bekanntschaft cultivirt, ja daß meine Aeltern sogar die Verwandtschaft berücksichtigt wissen wollen, von der bisher wenig die Rede gewesen. Weither ist sie auch keineswegs", fügte der Sprecher achselzuckend hinzu; „was gehen die Bilingsfelden und selbst die Eylingshausen uns Othmaringen an? Ich kreuze aber nicht den Wunsch meiner Familie. Mir persönlich ist das Alles sehr gleichgültig."

Der Freund schaute einigermaßen ungläubig darein. „Ich sah Dich noch niemals höflicher und zugleich nachgiebiger —"

„Wie gesagt, ich durchkreuze die Wünsche der Meinen nicht. Für mich selbst und meine Aussichten ist

er von sehr geringer Importance. Wollte ich Soldat bleiben —"

Wieder der ungläubige Blick des Freundes und die zweifelnde Frage: „Du willst quittiren?"

„Allerdings, mein Lieber; ich wüßte nicht, was mich halten sollte! Unsere hiesigen Aussichten sind so schlecht wie möglich, Du weißt es so gut wie ich. Ein Krieg ist nicht in Aussicht. Ueberdies, mein Ehrgeiz oder meine Neigung strebt andern Zielen zu als einem Bataillon oder einer Commandantur."

Der Freund schaute den Sprecher mit einer Art Ueberraschung an. Es war eine gewisse Wahrheit in dem, was er vorgebracht hatte, denn bekanntlich waren in jenen Jahren, wo der Krimkrieg zu Ende und von dem nahe bevorstehenden italienischen höchstens nur einer oder zwei und vielleicht auch noch nicht einmal diese eine Ahnung hatten, die Aussichten eines jungen, zumal deutschen Soldaten so armselig, wie sie nur je vor dem erschrecklichen Achtundvierzig gewesen sein konnten. Allein daß eine solche Einsicht sich in dem Kopf da vor ihm eingestellt hatte und solche Wünsche oder Pläne sich in dem Menschenkinde regten, das von Kopf zu Füßen so zu sagen das Prototyp eines jungen Residenzoffiziers war, dessen Züge und dessen Ausdruck obendrein nichts von einer besondern geistigen Be-

gabung verriethen, das war mehr, als der Freund irgendwie vorauszusetzen vermocht hatte, und er sagte mit einem leichten Wiegen des Hauptes nach einer Pause: „Das finde ich zwar ganz charmant, allein zugleich auch außerordentlich neu. Vor'm Jahre, da wir uns zuletzt sahen, und in Deinen Briefen war keine Rede davon."

Das Glas fiel aus dem Augenwinkel, die Glieder streckten sich noch ein wenig bequemer, die sehr hellen blauen und ein wenig vorstehenden Augen ruhten auf dem Gesicht des Andern mit dem Ausdruck der innigsten Selbstzufriedenheit. „Ja, siehst Du, mein Lieber, es regt sich in uns doch allmälig ein Etwas, ein — Etwas. Wir fangen an nachzudenken und uns umzuschauen. Wir werden uns klar über uns selbst und unsere Gaben. Man macht mehr Ansprüche an das Leben und fühlt sein Recht dazu —"

Der Freund lachte. „Behüte Gott!" unterbrach er die seltsame Rede, „welchen tiefsinnigen und obendrein revolutionären Autor begünstigst Du neuerdings —"

„Bitte, mein Lieber, ich denke, man hat allenfalls noch ebenso viel Einsicht und Geist wie dies Büchermachergesindel. Contraire, wir liefern den Schreibern den Stoff und Inhalt — leugne es! — nur daß sie ihn mit ihren groben Köpfen und Fingern in ihrer

Weise umgestalten. Aber lassen wir das gehen! Ich habe keinen Grund, gegen Dich über meine Pläne zu schweigen. Ich fühle die Anlage zu einem Ehemann in mir und werde heirathen, zumal obendrein meine Familie mich dazu drängt. Du weißt, ich bin der Letzte unseres Namens, und meine Aeltern hegen den Wunsch" — es glitt ein fades Lächeln durch die flachen Züge — „vor ihrem Ende noch Enkel auf ihren Knieen zu wiegen."

„A la bonheur! Und ich darf vielleicht schon gratuliren?"

„Immerhin. Ich fürchte mir keinen Korb zu holen, obschon die Sache anscheinend verzweifelt genug aussieht. Aber das ist ja nur ein Reiz mehr. Eine kleine romantische Verwickelung, Familienzwist, ein tyrannischer Vater, eine schüchterne, weltunerfahrene Tochter, die man dann in die Welt und das Leben hineinführt — Du siehst, das sind angenehmere Aussichten als —"

Die Thür der Conditorei öffnete sich und lachend und plaudernd traten mehrere junge Leute, Offiziere so gut wie Civilisten, herein; es war die Stunde, wo die Herren sich hier nach Beendigung des Morgendienstes zu versammeln pflegten und sich auch Andere, welche zu diesem Cirkel gehörten, dann herzufanden, um vor dem Diner noch einen Bekannten zu sprechen, Stadt-

und Hofneuigkeiten auszutauschen, eine Cigarre zu rauchen und ein Glas Sekt zu trinken, den der Italiener von der veuve Cliquot direct zu beziehen versicherte. Vor allem aber hatte man den Vortheil, daß man zu dieser Stunde, wo die andern Stände zu Mittag aßen oder schon gegessen hatten, völlig ungestört hier verweilen konnte — ein Kreis, dessen Exclusivität nichts zu wünschen übrig ließ.

„Sieh da, Othmaringen! Sieh da, Bennet! Da steckt Ihr? Ihr seid doch mißgünstige Seelen, uns das nicht wissen zu lassen!" — „Bennet, lassen Sie sich nicht von dem da umgarnen, es ist ein Menschenfeind!" — „Bah, Menschenfeind! Ein Philosoph ist's und heckt ein neues philosophisches System aus, das der Seriosität und des Schweigens und der Enthaltsamkeit von allen Genüssen. Er will nicht einmal mehr ein Glas Veuve trinken!"

So klangen die Stimmen munter, scherzend und neckend durcheinander, und nach den letzten Worten, während welcher der Italiener persönlich bereits die herbeigebrachten Gläser mit dem gerühmten Getränk füllte, meinte einer launig: „Nun, die Damen haßt er, die Wittwen liebt er nur nicht — immerhin ein Vorzug, messieurs!"

Die seltsame Rede mußte eine wunde Stelle treffen,

denn man lachte von allen Seiten herzlicher und ungezwungener, als es sonst in diesem Kreise Mode zu sein pflegte, ja selbst Herr von Othmaringen stimmte ein wenig ein, nickte dem Sprecher lächelnd zu und meinte sanft: „Recht hübsch, in der That, doch nicht ganz Meidinger!“ — Und darauf placirte man sich nach Belieben und Behagen und plauderte über Alles, was sich eben beplaudern ließ; es war nicht ganz unfruchtbare Zeit. Der Herbst hatte schon unfreundliche Tage gebracht und die Gesellschaft fing an sich in der Residenz wieder zu sammeln.

„Wißt Ihr, daß der stolze Friedrich auch wieder einpassirt ist?“ fragte einer, das ausgeschlürfte Glas niedersetzend.

„Kindliche Frage!“ versetzte Othmaringen achselzuckend. „Mein Vetter war vorhin hier und plauderte mit uns — ganz aufgelegt, versichere ich Euch.“

Des Herrn Gesellschafter, den wir eben von den eintretenden Bekannten mit dem Namen Bennet anrufen hörten, lachte zu dieser Bemerkung und meinte kopfschüttelnd: „Nun, nun, Kamerad, wenn Du das aufgelegt heißest, gerade Du —“

„Wie ich Dir schon vorhin erklärte: mein Vetter nimmt einmal eine exceptionelle Stellung ein und ist nicht nach dem gewöhnlichen Maß zu messen“, unter-

brach Othmaringen ihn in einem um so kältern, wo nicht gar mißachtenden Ton, als es ihm nicht entgehen konnte, daß die Worte des Freundes bei mehr als einem der Uebrigen eine Art von spöttischem Lächeln hervorgerufen hatten. „Wenn Du hier bliebest und Bilingsfelden näher kennen lerntest, würdest Du bald erfahren, daß ich genau nur das Richtige aussprach."

„Dann würde er noch weniger mein Mann sein als jetzt, nach dem ersten Begegnen", versetzte der junge Offizier ruhig. „Ich finde, die Wahrheit zu sagen, wenig Geschmack an einem solchen, gleichviel durch welche Stellung beförderten exceptionellen Auftreten, wie Du es heißest."

„Ich weiß nicht, was es gegeben hat", sagte ein Anderer, „allein im Ganzen glaub' ich behaupten zu dürfen, daß Ihr Urtheil zu streng ist, Herr Kamerad. Ich glaube sogar, auch Sie würden viel milder urtheilen, wenn Sie unsern alten Kameraden näher kennen lernten. Umgänglich war er allerdings niemals, vielmehr stets zurückhaltend, ja ablehnend; allein ebenso wenig kenne ich ihn als unhöflich, und vor allen Dingen ist er ein Mann von Ehre und ein echt vornehmer Mensch. Ich begreife sehr gut, daß man ihn droben bevorzugt — nicht protegirt, denn was man ihm gewährt, ist einerseits mehr als das und andererseits nur

gerecht — und ihn in seiner Nähe zu haben wünscht. Wenn einer, so rechtfertigt er diesen Wunsch."

„Nun, und man lohnt ihm die Erfüllung dieses Wunsches", bemerkte ein Dritter, ein junger Civilist. „Ihr wißt doch, wie es mit seiner neuesten Auszeichnung zuging, mit dem Majorspatent? Als er vorgestern Abend von seinem Ausfluge heimkehrte, fand er es auf seinem Schreibtisch; Hoheit haben es höchstselbst so befohlen. Und es ist vom Juli, vom Tage seines Eintritts an datirt. Das heißt man in der That doch eine Carrière!"

„Apropos, sein Ausflug!" sagte wieder ein Anderer im gewöhnlichen leichten Unterhaltungston, während jedoch in seinen Zügen etwas wie ein leiser Spott bemerklich wurde und sein Auge mit einem ähnlichen Ausdruck zu Herrn von Othmaringen hinüberstreifte. „Er erklärte uns doch, und wir glaubten's ihm auch, daß er nach Neideck hinüberging — so heißt ja das Gut, das ihm die alte Tante hinterließ — um dort zu inspiciren, zu bessern und so weiter, endlich auch ein wenig zu jagen — beiläufig und mit Ihrer Erlaubniß, Kamerad", unterbrach sich der Sprecher, indem er sich zu jenem wandte, der den Major vorhin in Schutz genommen hatte, „ich fand es ein wenig unkameradschaftlich, daß er nicht einen von uns allen zu

dieser seiner Jagdpartie einlud. Jetzt bitte ich selbst ihn für diesen Gedanken um Verzeihung. Denn er jagte gar nicht zu Neideck, sondern zu — rathet, Ihr Herren, rathe, Othmaringen!"

Der Genannte zuckte die Achseln. „Ich bin wahrhaftig nicht neugierig genug, um mir durch eine so überflüssige Anstrengung eine Indigestion zuzuziehen", entgegnete er gleichgültig, während der Blick seines Auges jedoch erkennen ließ, daß es in seinem Innern nicht ganz so regungslos aussah.

„Bah, Indigestion! Es ist gar nicht schwer, sage ich Dir!" rief der Vorige lachend. „Nenne nur Deinen Namen —"

„Ah bah, meinen Namen! Diesen Witz verstehe ich leider durchaus nicht. Oder ist's ein zweites Räthsel?"

„Auf Ehre, Kamerad! Dein Name ist die Auflösung. Kann ich es Dir bequemer machen?"

„Othmaringen — Du willst doch nicht sagen —" Der Herr zuckte in einer Weise aus seiner bequemen Lage auf und die flachen Züge und die hellen blauen Augen sprachen von einer Aufregung, vor der keine gesellschaftliche Tournure mehr Stand zu halten vermochte. „Bilingsfelden zu —"

„Othmaringen, ganz richtig, bei dem Einsiedler, dem Feind Deines Hauses — ganz richtig, sage ich! Ar-

naud, der mit dem Dampfschiff vorüberfuhr und, während dasselbe, wie häufig dort, ein bischen fest saß, ans Land ging — es soll eine reizende Gegend sein — traf ihn mit einem Jäger oder Förster und vernahm von ihm, daß er, wie öfters, einige Zeit bei dem alten Baron weile, um Jagd- oder Forststudien zu machen, oder dergleichen."

Die Aufmerksamkeit im Kreise der Zuhörer war eine ersichtlich große, die größte aber, ja fast eine Art von völliger Consternation zeigte sich an Herrn von Othmaringen. Seine Augen blickten ganz starr, auf seinen Wangen erschien sogar etwas wie eine leichte Röthe, und da er nun sprach, verrieth sich auch in seiner Stimme ein eigenthümliches Schlucken. „Wenn ich das glauben könnte", sagte er.

„Noch mehr, Du mußt es sogar glauben", versetzte der Andere, und wäre der unglückliche Räthselrather nicht so vollständig von seinem Schrecken beherrscht gewesen, so hätte er ebenso gut, wie es bei den Uebrigen der Fall war, überrascht sein dürfen von der pfiffigen Selbstzufriedenheit, welche sein — sagen wir: Gegner verrieth. „Du wirst hoffentlich nicht anzunehmen gewillt sein, daß Arnaud sich mit leeren Phantasien trage, zumal hier, wo die erste Frage an den Betreffenden alle nöthige Aufklärung herbeiführen muß."

„Ich sehe überhaupt gar nicht ein, was da so außerordentlich unwahrscheinlich oder überraschend ist“, bemerkte ein Vierter. „Ich bin nicht ganz unbekannt in jener Gegend; Neideck liegt nicht allzu weit von Othmaringen; Umgang findet unsereiner nur an dem letztern Ort. Der Baron soll ein Melancholikus sein, doch aber wohl kein Menschenfeind oder gar Menschenfresser. Contraire, ich habe ihn ein paarmal als einen ausgezeichneten, liebenswürdigen alten Herrn und besonders als einen Cavalier vom echten alten Schlage rühmen hören, einer der reichsten Leute im Lande und endlich Vater einer einzigen, sehr hübschen und heitern Tochter, noch dazu seiner Erbin —“

„Um Gotteswillen, trefflicher Erneste, halte ein!“ rief der vorige Erzähler lachend dazwischen. „Sieh Dir den armen Dagobert an. O Königin, du weckst der alten Wunde — und so weiter! Weißt Du denn nichts von dem großen Proceß um diese Erbschaft, den jener liebenswürdige alte Baron mit seinem Vetter und rechten Erben, unserer Excellenz Othmaringen geführt und — o Königin! — gewonnen hat?“

Inzwischen hatte Herr von Othmaringen sich zu fassen gesucht, da es selbst seiner Einsicht nicht wohl entgehen konnte, daß seine bisherige Aufregung den Kameraden einigermaßen seltsam erscheinen und in ihnen

eine gewisse Neugier hervorrufen mußte. Jetzt zog er die Brauen zusammen und faltete die Stirn, was, beiläufig gesagt, sein Gesicht nicht gerade verschönte, und dann erwiderte er in gesucht hohem Tone: „Ich möchte doch ernstlich bitten, unsere Familienangelegenheiten und meinen Vater aus dem Spiele zu lassen. Soviel ich weiß, wurde nie ein Proceß geführt und also auch keine Entscheidung verlangt. Was später geschehen wird, habe einstweilen nicht ich zu entscheiden, ich habe daher auch noch nie über dies Alles nachgedacht. Ich hoffe, wir lassen alle diese unangenehmen Dinge fallen —"

„Heißt das, die Erbschaft", fiel der Andere wieder lachend ein. „Den alten Melancholikus und die schöne junge reiche Dame wirst Du hoffentlich nicht für unangenehm erklären wollen, obgleich Du mit ihnen in Familienfeindschaft bist. Jedenfalls haben wir" — und er nickte munter im Kreise — „andere Interessen. Und da erlaube ich mir, an Monsieur Erneste die höfliche Frage zu richten, ob auch er vielleicht ein heimlicher Besucher von Othmaringen und ein stiller Verehrer seiner Forsten und Jagden ist."

„Zu meinem Bedauern nein, mein Lieber!" schob der Genannte ein.

„Liebster Freund, ich glaube in Betreff dieses Dornröschenschlosses keinem Menschen mehr auf sein schlichtes

Nein. Es bedarf höherer Schwüre und bündigerer Erklärungen. Du hast eine so ausgezeichnete, tiefgehende Kenntniß verrathen —"

„Zu der ich auf eine sehr leicht erklärliche Weise, wenn auch auf einem allerdings nicht gewöhnlichen Wege gelangte", unterbrach ihn Monsieur Erneste in der besten Laune und ohne sich durch Herrn von Othmaringen's erneutes Stirnrunzeln stören zu lassen. „Ihr wißt, daß der Bischof von F. der Bruder meiner Mutter und mit uns im herzlichsten Verkehr ist. Nun, in dessen Sprengel liegt Othmaringen, und der dortige Pfarrer — ich entsinne mich seines Namens nicht — soll nicht blos ein ausgezeichneter Geistlicher, sondern auch ein trefflicher, liebenswürdiger Mensch sein. Er ist ein Jugendfreund meines Onkels, sie stehen noch heute in brieflicher Verbindung, ja der Pfarrer besucht gewöhnlich alle Jahre einmal den Onkel in F. und ist dann voll von Lob und Ruhm der Herrschaft, des Alten und zumal der jungen Dame, die nach seiner Angabe ein wahres Muster und Meisterstück des Herrgotts sein muß. Und damit ich nun meinen frühern Satz, der durch so interessante Debatten unterbrochen wurde, zu Ende führe: ich begreife also nicht recht, weshalb unser Ritter sans peur et sans reproche, der noch obendrein in der Nähe begütert ist, dort nicht bekannt ge=

worden und mit Vergnügen eingekehrt sein sollte. Daß Fritz Bilingsfelden von jeher Glück gehabt hat, wird Niemand von Euch ableugnen wollen, und ebenso wenig, daß er sich einer ausgezeichneten Begabung erfreut, sich dasselbe in seiner ruhigen und stillen Weise zu Nutze zu machen —"

„Eine Bezeichnung, die schwerlich nach Bilingsfelden's Geschmack sein dürfte", unterbrach ihn der frühere Vertheidiger des Genannten in ziemlich entschiedenem Tone. „Ueberhaupt, meine Herren, kann ich es nicht für ganz recht halten, daß Sie sich so viel mit dem Freunde hinter seinem Rücken —"

„Aber um des Himmels willen, Rittmeister, wie können Sie mich, ja überhaupt uns alle in solcher Weise mißverstehen?" rief Monsieur Erneste munter dazwischen. „Ich habe kein Wort des Angriffs auf den Major vernommen, nicht eins, das man ihm nicht selber sagen möchte; am wenigsten ging von mir ein solches aus. Was ich eben von seinem Glück und seiner Benutzung desselben geredet, enthält gewiß nichts Verletzendes; dazu müßte Herr von Bilingsfelden nicht der Mann und Mensch sein, für den er uns allen, gleichviel ob wir zu seinen nähern Bekannten gehören oder nicht, einschränkungslos gilt. Im Gegentheil, ich bin des Glaubens, daß er in jeder Lebenslage, in allen

Verhältnissen nicht nur der tadellose Charakter und Mann von Ehre ist und bleibt, sondern sich auch unbedenklich auf dies und jenes einlassen, dies und das in die Hand nehmen darf, was manchem Andern gefährlich werden oder ihn auch einmal in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen könnte. Sie sehen, Rittmeister", schloß der junge Herr mit einer Art von Herzlichkeit, „ich stelle Ihren Freund, den ich leider nicht auch den meinen heißen kann, sehr hoch, und wenn er sich, wie ich's heiße, sein Glück zu Nutze macht, geschieht das sicherlich nicht nur in der klügsten, sondern auch in der würdigsten Weise. Ist er auf Othmaringen heimisch geworden und hat er jenes Dornröschen für sich zu erwecken gesucht, so wäre das nach meinem bescheidenen Urtheil ein zwiefaches Glück für ihn —"

Herr von Othmaringen hatte, seit ihm vorhin das Wort abgeschnitten worden und die Unterhaltung sich noch ernster oder doch eingehender auf das ihm unbehagliche Thema geworfen hatte, sich ersichtlich der übelsten Laune von der Welt überlassen und zwar in steigendem Maße, wie es zum mindesten Bennet bemerkte, der, dem Gesprächsstoffe im Ganzen fremd, mit Ueberraschung die ungewöhnliche Aufregung des Freundes wahrnahm. Ein paar Mal war er augenscheinlich nahe daran gewesen, grimmig in die Reden und Berichte der

Andern hineinzufahren, und einmal, während des Rittmeisters Einwendung, hatte er sogar ein barsches, leider unbeachtet bleibendes „Das denke ich doch auch!“ dazwischen geworfen. Dann nagte er wieder an den Spitzen des sehr blonden Bärtchens, oder runzelte die Stirn, oder zog die Brauen gewaltsam zusammen oder in die Höhe, und als endlich Monsieur Erneste seine letzten Worte von dem zwiefachen Glück sprach, war's mit seiner Fassung zu Ende und er sagte jäh und im schnarrendsten Tone: „Das ihm schwerlich gestattet sein würde. Der Herr Staatsanwalt scheinen allerdings nicht blos meinem Vetter, sondern auch den hiesigen Verhältnissen fremd zu sein.“

Monsieur Erneste oder, wie wir ihn eben nennen hörten, der Staatsanwalt wandte auf diese Unterbrechung dem gereizten jungen Herrn einigermaßen überrascht die Augen zu, meinte jedoch nach einem langen, prüfenden Blick in seiner frühern muntern Weise: „Gott Lob, nun fängt der auch an! Was um Gotteswillen ist denn in Euch hineingefahren —“

„Ich glaube mit dem Herrn Staatsanwalt nicht auf dem Du-Fuße zu stehen und denke überdies, daß ihm auch mein Name nicht unbekannt ist“, fiel Othmaringen in verletzendster Weise ein, und ohne sich durch die begütigenden, abmahnenden Rufe der erstaunten

übrigen Anwesenden stören zu lassen, fügte er noch — wir wissen keinen andern Ausdruck — bissiger hinzu: „Der Herr Staatsanwalt erinnern sich überdies daran, daß der Baron von Othmaringen auf Othmaringen so gut wie der Major Baron von Bilingsfelden meine Verwandten sind und niemals der Gegenstand einer Kaffeehaus-Unterhaltung werden können, zum mindesten nicht in meinem Kreise und am allerwenigsten von seiten Jemandes, der in diesem Kreise im Grunde —"

„Aber Dagobert Othmaringen, bist Du närrisch geworden?" rief der spöttische Räthselaufgeber auch jetzt mit spottendem Lachen dazwischen.

„Nimm Vernunft an, Kamerad! Das ist ein mehr als muthwilliger Streit!" sagte ein Anderer ernster. „Seien zum mindesten Sie vernünftig, Staatsanwalt —"

„Ich glaube völlig ruhig zu sein, meine Herren", fiel der Genannte ein; „ich wüßte nicht, was mich bei diesem plötzlichen Angriff reizen könnte. Aber ich muß Herrn von Othmaringen um die Vollendung seines letzten Satzes ersuchen."

„Diesem Wunsche schließe auch ich mich an, ja ich stelle die Forderung, Herr Lieutenant", sagte der Rittmeister in dienstlicher Haltung und mit eben solchem Ton. „Diese letzten Worte schienen zu einem Nachsatz führen zu wollen, der über die Befugnisse des Herrn

Lieutenants hinausgehen dürfte. Also, wenn ich bitten darf —"

„Dagobert, besinne Dich!" flüsterte Bennet dem trotz aller Anstrengung vor Aufregung bebenden Freunde zu. Allein dieser wandte sich grimmig von ihm ab und versetzte auf des Rittmeisters wiederholtes: „Wenn ich bitten darf, Herr Lieutenant!" mit nur noch mühsam schnarrender Stimme: „Nun, ich denke, das versteht sich von selbst. Ein Civilist ist in diesem Kreise, ganz besondere Ausnahmen abgerechnet, stets ein fremdes Glied."

„Bitte, Herr von Diringshofen", sagte der Rittmeister, da er den Staatsanwalt die Lippen zur Erwiderung öffnen sah, „überlassen Sie mir die Antwort, die ich auch Ihnen obendrein schuldig bin. In Ihren Streit, meine Herren, mische ich mich nicht; darüber werden Sie selbst, neben Ihnen aber auch noch Andere zu entscheiden haben. In Ansehung jenes letzten Satzes aber muß ich dem Herrn Lieutenant von Othmaringen bemerken, daß es nur sein und nicht mein, nicht unser Urtheil ist. Hat der Herr Lieutenant seinen besondern Kreis, so ist das seine Sache. In dem jedoch, dem ich anzugehören die Ehre habe, gilt man nicht nach dem Urtheil eines Einzelnen für fremd oder vertraut, und ich habe es in diesem besondern Fall mir

nur zur Ehre zu schätzen, mein Herr Staatsanwalt, daß Sie ein Glied meines Kreises sein mögen. Irre ich mich nicht", schloß er mit freiem Blick in die Runde, „so fügen die Herren Kameraden gern hinzu: in unserem Kreise."

„Mit vollster Herzlichkeit, Rittmeister!" sagte der Räthselaufgeber, indem er zugleich dem Staatsanwalt seine Hand bot. Die Uebrigen verbeugten sich zustimmend.

„Und nun zu Tische, meine Herren!" sprach der Rittmeister. „Das Uebrige wird sich finden."

Siebentes Kapitel.

Vor und nach dem Diner.

In einer schlimmern Stimmung mag selten ein Mensch nach einem im Ganzen angenehm verbrachten Morgen mittags zu seinem Diner heimgegangen sein, als der Herr Lieutenant Dagobert, Baron von Othmaringen, sie heute mit sich aus dem Kaffeehaus und zu seinen Aeltern trug. Er war sogar, was ihm sonst selten oder nie passirte, beinahe bis zu einer Art von Reflectiren gelangt, und wenn es wirklich dahin gekommen wäre und er seine Gedanken sich klar gemacht hätte, so würde er darin unzweifelhaft etwas wie eine melancholische Verzweiflung über die Armseligkeit der Menschen und ihrer Natur entdeckt haben, die trotz all ihrer Prahlerei und ihrer geträumten Herrschaft über

die gesammte Schöpfung nicht einmal Herren der nächsten Minute sind und keine Ahnung von dem haben, was sie ihnen bringen, wie sie über sie bestimmen wird.

Die zu vermuthende ernste Begegnung mit dem muthwillig von ihm Beleidigten kümmerte ihn allerdings und selbstverständlich wenig oder gar nicht; denn mochte Herr von Othmaringen im Uebrigen sein, wie und was er wollte, von dem, was man persönlichen Muth heißt, hatte er ziemlich ebenso viel empfangen wie jeder Andere, oder möglicherweise sogar noch etwas mehr, da diese Eigenschaft bekanntlich im Allgemeinen wenig oder nichts mit der geistigen Begabung des Menschen zu thun hat. Allein daß er sich im Aerger über eine Nachricht, für deren rasche Mittheilung er eigentlich nur dankbar hätte sein sollen, zu einer Provocation hatte fortreißen lassen, zu der er in einer andern Stunde selber vermuthlich den Kopf geschüttelt hätte, und zwar gegen einen Mann, der nicht nur des besten Rufes genoß, sondern auch mit aller Welt auf gutem Fuße stand und mit Recht überall beliebt war; daß er um dieses Mannes willen eine Zurechtweisung erhalten und von den Kameraden verleugnet worden war; ja endlich sogar, daß er nun nicht, wie er im Sinn gehabt, im Gasthof mit Bennet und den Uebrigen speisen konnte, sondern den Tisch seiner Aeltern aufsuchen mußte:

das war überflüssig genug, seine üble Stimmung zu rechtfertigen.

Und nun noch, was er daheim bei den Seinen fand, was seine Nachricht dort hervorrief! Und dann erst die Folgen von alledem, das unangenehme Aufsehen, das der Fall hervorrufen mußte, die endlosen Fragen nach der Veranlassung des Streits und die ebenso endlosen Reden über dieselbe — genau das, was er vor allem vermieden zu sehen wünschen mußte; diese vollends unangenehme, wo nicht geradezu gefährliche Herbeiziehung Bilingsfelden's, der durchaus der Mann war, eine solche nicht zu dulden! Und so fort in endloser Reihe —

Der Portier, der im Thor des Palais stand, und der Diener neben ihm sahen einander, da der junge Herr mürrisch an ihnen vorüberstrich, vorsichtig, aber mit nicht ganz zu unterdrückender Pfiffigkeit an und dann dem Enteilenden nach. „Wieder ein bischen zu stark gefrühstückt!" meinte der erstere, und der andere sagte kopfschüttelnd, daß der Herr Lieutenant sich ein wenig in Acht nehmen möge. Excellenz seien sehr ungnädig aus dem Schlosse zurückgekehrt und der Kammerdiener habe harte Worte zu hören bekommen.

Der jetzige Staatsminister, Baron Dagobert von Othmaringen, Excellenz, gehörte zu der Linie seines

alten Hauses, welche sich vor drei oder vier Generationen von dem Hauptstamme getrennt und seitdem sich in ihren Männern dem Staatsdienst gewidmet hatte. Ganz hübsch ausgestattet, waren diese Vettern doch in Ansehung ihres Ranges und der Stellungen, die sie meistens einnahmen, niemals auch nur wohlhabend, sondern stets sehr ernstlich auf ihr Diensteinkommen angewiesen gewesen und, da ihre Stellungen eben größere Anforderungen stellten, in ihrem Vermögen stets mehr zurückgekommen. Der jetzige Staatsminister hatte überhaupt nichts mehr ererbt, was man noch ein solches nennen konnte, und durfte sich auch sonst nicht, weder im Leben noch in seiner Carrière, eines besondern Glücks rühmen. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt, mußte er sich dennoch lange Zeit mit geringen Posten begnügen und erreichte die höhern in der langsamsten Weise — er war eben nicht beliebt. Er hatte ein uradeliges, aber armes Fräulein geheirathet, das indessen eine große Erbschaft in, wie man das heißt, sicherer Aussicht hatte. Allein trotzdem ging diese Erbschaft verloren, da die alte unverheirathete Tante noch auf dem Sterbebett andern Sinnes ward und ihre Hinterlassenschaft einem Verwandten zuwandte, von dem sie bis dahin gar keine Notiz genommen. Und fast zu gleicher Zeit nahm es auch mit der letzten Hoffnung beinahe

ein Ende; der Baron Othmaringen, der reiche Vetter, der letzte Mann der Hauptlinie, wußte es auf Gott weiß welche Weise durchzusetzen, daß er den Hauptteil seiner Besitzungen auf seine Tochter vererben durfte und die Einwendungen seines Vetters ein- für allemal zurückgewiesen wurden.

Es war wirklich viel Unglück auf einmal, und um dasselbe voll zu machen, hatte der damalige Staatsrath obendrein auf das schwerste mit den Schulden zu kämpfen, vor denen er sich in Aussicht auf die brillante Zukunft allzu wenig gehütet und die er nun auf das schleunigste abzutragen oder zu reguliren suchen mußte, wenn diese Verhältnisse nicht publique werden und auch seiner Stellung im Staat den Gnadenstoß geben sollten. Wie die Sache arrangirt wurde, konnten nur die sehr Wenigen ungefähr ahnen, welche zuweilen einen Blick in das innere Leben der Familie werfen und die an wirkliche Armuth grenzende Einfachheit wahrnehmen durften, die hier Alles beherrschte. Die Familie ging trotz aller Opfer dem Vergessenwerden entgegen.

Da kam endlich das Jahr 1848 heran, und der Staatsrath von Othmaringen stand selbstverständlich als einer der Getreusten auf Seite des Fürsten. Ja er entwickelte in jenen Kämpfen eine Energie und in all den zahllosen Intriguen eine Feinheit und Gewandt-

heit — Andere nannten es anders — welche den ganzen Hof und den Fürsten selbst auf ihn aufmerksam machten und ihn als den ersten und tüchtigsten Führer der Regierungspartei, als den Mann der Zeit erkennen und schätzen ließen. Herr von Othmaringen war der Mann nicht, der eine Gelegenheit, sich zu poussiren, übersah oder einen sich ihm bietenden Vortheil — bisher hatte es dergleichen leider wenig oder gar nicht gegeben — aus der Hand ließ. Er spann seine Fäden geschäftig und vorsichtig weiter, und eines schönen Tags verkündete das Regierungsblatt die gnadenvolle Entlassung des bisherigen Staatsministers nnd die Ernennung des Barons Othmaringen zu seinem Nachfolger.

Es stellte sich bald heraus, daß es ein guter Griff gewesen war. Der Minister war wirklich der Mann der Zeit, und die Reaction hatte in ihren kühnsten Träumen nicht auf Erfolge gerechnet, wie sie dieselben jetzt täglich von ihm erreicht sah. Man war geneigt, für den großen Mann zu schwärmen und in ihm den ersten Staatsmann nicht blos Deutschlands — da war kaum eine Concurrenz vorhanden — sondern ganz Europas, das heißt der Welt zu sehen. Und man beklagte es ernstlich, daß er und die Seinen dergleichen den Verehrern so schwer machten durch Zurückhaltung,

tiefen Ernst und rücksichtslose Strenge — Andere hießen das: durch Hochmuth, Verbitterung, Selbstsucht und grobe Gewaltthätigkeit.

Die Familie stand daher auch noch immer verhältnißmäßig einsam, und von wahren Freunden, die ihr ergeben gewesen, verlautete nichts. Neuerdings flüsterte man sich sogar zu, daß selbst Serenissimus nicht mehr vollständig mit seinem ersten Diener harmonire, vielmehr ein paar Mal neuen, allzu gewaltsamen und gehässigen Eingriffen und Einrichtungen seine Zustimmung versagt habe. Und es war sicher, daß der Minister seit einiger Zeit in der schlimmsten, für seine Umgebung beinahe gefährlichen Laune zu sein pflegte und daß die Seinen — Frau, Schwester und Tochter — sehr selten in den Hofcirkeln erblickt wurden. Sein Sohn, der Lieutenant, kam bei dieser Beobachtung oder Rechnung, wie man will, nicht in Betracht. Der Soldat hat andere Bahnen zu verfolgen als seine Familie.

Als der Lieutenant in den Salon seiner Mutter trat, fand er dort nicht nur die Seinen versammelt, was bei dem wenig einträchtigen und harmonischen Leben im Hause und den allerdings zahlreichen Geschäften des Vaters schon an und für sich eine Seltenheit war, sondern hatte auch noch ein paar alte Freunde zu begrüßen, was mit Ausnahme der officiellen Diner-

tage ein noch um Vieles seltenerer Fall. Denn Herr und Frau von Othmaringen liebten auch heute noch nichts weniger als irgend einen Aufwand und sahen denselben in manchen Dingen und auf manchen Seiten, wo jeder Andere nur eine mit Unrecht aufgegebene Annehmlichkeit oder höchstens eine durch die Verhältnisse gebotene und daher unvermeidliche Ausgabe erblickt und auf sich genommen hätte. Von dem daher, was in einem andern wohlgeordneten und heitern Hausstande das Erfreulichste und Willkommenste ist und was wir die zufällige Gastlichkeit heißen möchten, war im Hause des Ministers keine Rede; man lebte im stillen Familienkreise noch immer so einfach und knapp wie irgend möglich, und die Anwesenheit der beiden alten Freunde war daher, wie schon angedeutet, eine Ausnahme ersten Ranges.

Man schien aber auch nicht auf des Sohnes Anwesenheit gerechnet zu haben, denn bei seinem Eintritt rief ihm der Vater ein herbe spottendes: „Der Tausend, der Herr Lieutenant beehren Ihre Aeltern!“ und zugleich seine Schwester, Fräulein Hildegard, ein ganz ähnlich betontes: „Aber, Dagobert, wie ungalant gegen den vielgeliebten Bennet! Oder hast Du ihn schon satt?“ entgegen.

Der Lieutenant nahm einstweilen von diesem dop-

pelten Angriff keine Notiz, sondern verbeugte sich vor den alten Freunden, küßte seiner Tante, dem Stiftsfräulein Aurelie von Othmaringen, die zarten Fingerspitzen, nickte den Aeltern zu und ignorirte seine Schwester und sagte dann erst mit einem gleichsam Aufmerksamkeit heischenden Blick in die Runde: „Ich komme vom Italiener mit einer seltsamen, schier unglaublichen Nachricht —"

„Der Tausend!" fiel der Minister jetzt wirklich sogar hohnvoll ein, „bist Du auch der alten verschrobenen Person, der Eylingshausen begegnet?"

„Der Eylingshausen?" fragte einer von den alten Freunden überrascht.

„Nun, nun, der Vögelsbach!" sagte der Minister ungeduldig. „Der Henker behalte all ihre Männer, Liebhaber und Namen!"

„Ich weiß nichts von der Dame, nicht einmal, daß sie hier", versetzte der Lieutenant kalt. „Ich traf beim Italiener vorhin nur auf einen Augenblick mit Bilingsfelden zusammen, der seit vorgestern wieder hier —"

„Und bei seiner Ankunft das Majorspatent auf dem Schreibtisch fand — Serenissimus haben es höchstselbst da hingelegt", schob der andere alte Freund ein — der Kürze halber haben wir diese Bezeichnung für beide Anwesende uns erlaubt, obgleich nur einer von

ihnen ein Freund, der andere aber und zwar der zuletzt Sprechende eine Freundin war.

„So hörte ich, meine gnädige Frau", sagte der Lieutenant, sich verbeugend. „Den Major sahen wir nur einen Augenblick, er hat ja angeblich immer Dienst und ist obendrein — nun, Sie kennen ihn ja. Von dieser Begegnung wollte ich auch nichts sagen. Nachher kamen Bekannte, Kameraden, und da wurde erzählt — ich muß damit heraus, wir sind ja ganz unter uns — da wurde erzählt, daß Bilingsfelden seinen Urlaub nicht in seinem Nest, dem Neideck, zubringe, sondern zu — rathen Sie! — nun, denken Sie! — zu Othmaringen."

Rufe des Erstaunens und des Zweifels antworteten von allen Seiten her dieser Nachricht, und nur der Minister fragte endlich in der uns nun schon bekannten spottenden Weise: „Bah, bah! Von wem wurde das erzählt?"

„Von Kamberg, und zwar auf Herrn von Arnaud's Mittheilung hin, der dem Major in Othmaringen begegnet war und von ihm selber seine öftere dortige Anwesenheit — zum Zweck von Forststudien oder dergleichen — es ist lächerlich! — erfuhr."

„Nun also. Und was erscheint meinem werthen Sohne dabei so lächerlich?" fragte der Minister.

„Das bedarf wohl keiner Erklärung, Vater. Es

glaubte Niemand an solchen Zweck und Grund seines Aufenthalts. Kamberg hatte es bei der Nachricht obendrein entschieden auf uns abgesehen" — der Lieutenant schaute bei diesen Worten halb verächtlich, halb ingrimmig darein und sein Ton war wegwerfend — „und Herr von Diringshofen, beiläufig ein außerordentlich aufdringlicher Herr —"

„Aber, Dagobert, wie seltsam ungerecht!" rief Fräulein Hildegard mit einigermaßen schmachtendem Blick dazwischen. „Herr von Diringshofen ist sicher einer unserer liebenswürdigsten Cavaliere."

„Von bester Familie, der Bischof von F. ist sein Onkel", sagte die alte Freundin, „seine Mutter —"

„Ueberall beliebt und der besten Carrière sicher", sprach der alte Freund zugleich.

„Braucht noch ein wenig mehr Charakterfestigkeit und Entschiedenheit, wie ich höre", klang des Ministers Stimme dazwischen. „Im Uebrigen aber wirklich ein ganz angenehmer und einsichtiger junger Mann."

„Enfin, ein Mann, den ich mich freuen werde, recht oft in meinem Salon zu sehen und dessen Umgang Dir nur von Vortheil sein kann, mon enfant", schloß Ihre Excellenz, die Dame des Hauses, steif und gerade und in sehr decidirtem Ton.

„Ganz, wie Sie befehlen, Mama", versetzte der Sohn

mit gesuchter Kälte. „Nur in Ansehung des Letzten, des vortheilhaften Umgangs, gestatten Sie mir eine Einwendung oder einen Zweifel. Denn ich nahm mir die Freiheit, Herrn von Diringshofen, der sich gleichfalls einmischte, Othmaringen zu kennen vorgab, über unsere Verwandten urtheilte und Bilingsfelden's Bemühungen um unsere Cousine ganz begreiflich fand, auf das Unpassende einer solchen Besprechung unserer Familienverhältnisse im Kaffeehause aufmerksam zu machen."

„Gedacht, gesprochen und gehandelt wie ein Held!" sagte der Minister sarkastisch. „Ich bin entzückt, mein Sohn. Und — aber wir wollen bei der Sache bleiben! Also auch der Staatsanwalt wußte von des Majors —"

„Aber es ist ja ganz und gar nicht möglich!" unterbrach jetzt auch die Stiftsdame ihren Bruder in sehr sanftem, ein wenig lispelndem Tone und mit noch sanfterem Aufschlag ihrer schmachtenden Augen. „Wir wissen es ja, daß und wo Herr von Bilingsfelden gebunden ist. Wie könnte er, beglückt von einer solchen wundervollen, hohen Liebe —"

„Ah bah, ah bah, Schwester!" fiel der Minister ihr rücksichtslos und ungeduldig ins Wort. „Bleibt mir mit Euren Sentimentalitäten vom Leibe! Wenn ich an diese Affaire glaubte oder vielmehr, wenn ich an

dieselbe denke — denn ich leugne sie am Ende nicht — so würde ich gerade um so eher daran glauben, daß der Major in Othmaringen noch etwas Anderes als Forststudien betreibt. Wie man sich die Sachlage vorstellen zu dürfen meint, wär's ja ein ganz charmanter Ersatz in jeder Richtung und dazu ein nicht minder charmanter Riegel vor all die hiesigen dummen Gerüchte und so weiter! Allein es ist das Alles nichts als leere Flunkerei, und selbst wenn er derartige Pläne verfolgt hätte, wäre es damit anscheinend jetzt zu Ende. Denn da wir doch einmal so weit sind, kann ich nun auch das mir liebevoll mitgetheilte Geheimniß der alten Eylingshau — Vögelsbach wollt' ich sagen — zum Besten geben: sie ist mit ihrem Sohn, dem Legationssecretär — und der heißt doch Eylingshausen? — einige Wochen in Othmaringen gewesen, der Sohn hat um die junge Erbin" — der Minister lachte hohnvoll — „angehalten und das Jawort erhalten."

„Ah bah!" sagte Ihre Excellenz wegwerfend, „ich habe von der Vögelsbach nie eine Rede vernommen, in der nicht jedes zweite Wort mindestens eine reine Phantasie gewesen wäre."

So weit war man in dieser Unterhaltung gediehen, als der Kammerdiener Seiner Excellenz meldete, daß das Diner der Gäste harre. Wie außerordentlich ein=

fach das Mittagsmahl auch von jeher im Hause Othmaringen gewesen und wie einfach es noch heutiges Tags war, hatte das Ehepaar doch stets auf das strengste die Formen anfrecht erhalten, und der frühere einzige Diener war zu der gleich feierlichen Dienstwaltung angehalten worden, wie jetzt Monsieur François als Haupt eines sehr vergrößerten Hausstandes sich ihr zu unterziehen hatte.

Man ging in das Speisezimmer, man nahm seine Plätze ein und überließ sich der Beschäftigung, die der Minister heute noch ebenso ernstlich wie vor zwanzig oder dreißig Jahren für die einzige reell angenehme des Tags erklärte und der er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit widmete. Herr von Othmaringen war im Grunde nichts weniger als ein Schlemmer oder gar Feinschmecker, sondern im Gegentheil ein frugaler Mensch, der sich zur Mittagsstunde vor allen Dingen satt zu essen wünschte und sich diesen Genuß oder diese Beschäftigung nur ungern beeinträchtigen ließ, gleichviel ob er vor einer Suppe mit folgendem Gemüse nebst Beilage saß, oder ob man ihm die ausgesuchtesten Küchenraritäten präsentirte. Während er daher seiner Frau nachsah oder zugestand, daß sie zum Diner Toilette machte und auch von ihm einen bessern Rock verlangte; während sie den Diener, wie schon gesagt, zur

feierlichen Anmeldung, zum feierlichen Oeffnen der ein- oder zweiflügeligen Thüren, zum feierlichen Bedienen und allen sonstigen einschlagenden Geschäften anhielt, forderte er für sich selber nur einen genügenden Vorrath und die ungestörte Muße, sich denselben zu Nutze zu machen, und zwar Letzteres um so entschiedener, als er, zum mindesten in frühern Zeiten, diese Muße oft mühsam genug seinen gehäuften Geschäften abringen mußte. Von einer Unterhaltung war daher auch am Tische der Familie Othmaringen selten oder nie die Rede; die Mutter schwieg aus Würde, der Vater, weil er zum Reden keine Zeit und Lust hatte, auch alles Störende und Aufregende vermeiden wollte; die Tante Stiftsdame, weil sie gemeiniglich durch allerhand Erinnerungen oder Gefühle der schalen Gegenwart entrückt wurde und obendrein in dem leider nicht ganz zu vermeidenden Genuß von Speise und Trank etwas sah, das im Grunde des Menschen und zumal einer Dame völlig unwürdig sei; die Kinder endlich, weil sie nicht gefragt und, wo sie selber fragten, kurz auf die Ungehörigkeit des Redens aufmerksam gemacht wurden.

Wir alle aber wissen, wie leicht eine einmal angenommene und selten gestörte Lebensweise zur zwingenden Gewohnheit, ja fast zur Natur wird, und wie viel sich auch im Hause oder, wie es jetzt lautete, Palais Oth-

maringen verändert haben mochte, der Familientisch, selbst mit zwei oder drei Gästen, war heute gewöhnlich noch ebenso lautlos wie vor zwanzig Jahren. Darin vermochten auch die eben mitgetheilten Nachrichten, die für die Familie nichts weniger als gleichgültig waren, keine Aenderung hervorzurufen, und wie es dem einen oder andern auch auf dem Herzen oder der Zunge brennen mochte und wie ungeduldig er nach weiterer Kunde, nach Besprechen und Aussprechen verlangte, einstweilen fügte sich Alles der Regel des Hauses und unterhielt sich an den sparsamen und kurzen Wechselreden, die um der beiden alten Freunde willen nachgesehen wurden.

Als man abgespeist hatte, zog der Minister sich zu einer Ruhestunde zurück, die er sich neuerdings gestattete, und auch der alte Freund brach auf, weil es, wie er sanft lächelnd versicherte, auch ihm ein Bedürfniß sei sich ein wenig auszuruhen, vielleicht aber auch, um ganz in der Stille ein kleines Nachdiner einzunehmen; böse Zungen flüsterten, natürlich ganz heimlich, davon, daß dergleichen nach Othmaringischen Diners oder Soupers keineswegs ganz unerhört sei; und da die Excellenz vorhin in ungewöhnlich gnädiger Laune den alten Freund aufgefordert hatte, heute bei ihnen vorlieb zu nehmen, hatte die alte Freundin in seinen Zügen die

Spuren eines nicht ganz zu verhehlenden Schreckens wahrgenommen und ihn darauf bei Tische sich einer auffälligen Mäßigkeit befleißigen sehen. Sie selber wäre gern geblieben, denn sie fühlte sich einerseits völlig befriedigt — interessante Neuigkeiten sind bekanntlich für Damen eines gewissen Alters nahrhafter als die kräftigsten Speisen — und wünschte andererseits nun endlich zu einer Discussion des Vernommenen zu gelangen — dem erquickendsten Nachtisch. Allein da keine Einladung erfolgte, mußte auch sie wohl aufbrechen.

Frau von Othmaringen zog sich ebenfalls zurück; sie bedurfte das ihrer Nerven wegen, die überhaupt eine große Rolle in ihrem Leben spielten. Bevor sie sich entfernte, trat sie zu ihrem mißmuthig die Zähne stochernden Sohn, und indem sie ihr starres und trockenes Gesicht zu einer Art von freundlichem Ausdruck verzog, sagte sie gemessen: „Weshalb so verstimmt und verzagt, mon enfant? Deines Vaters Nachricht scheint mir wenig glaubwürdig. Ein verzogenes Püppchen, wie Deine kleine Cousine da drüben, und ein alter Halbnarr, wie ihr Vater, dürften wenig Geschmack an dem Felix Eylingshausen finden, zumal wenn ein Cavalier wie Bilingsfelden wirklich mit ihm concurrirt. Dieses Letztere halte ich nicht für unmöglich. Dein Vater hat ganz Recht. Aber auch dann ist kein Grund

zu verzagen. Ich habe schon noch meine Karten in der Hand. Vor allem müssen wir nur erst gewiß wissen, was an dieser Sache ist. Ich denke, mein Kind —" und sie wandte sich gegen ihre Tochter — „wir gehen heute Abend lieber doch an den Hof. Instruire Deine Jungfer. Auf Wiedersehen, meine Lieben." Und ihrer Schwägerin steif zunickend, entfernte sie sich würdevoll.

Man war nun unter sich. Unverheirathete Damen eines gewissen Alters, wie das Stiftsfräulein, rechnen sich nicht nur gewöhnlich zu den Jungen, sondern schließen sich auch, wo irgend möglich, dem Kreise derselben an.

„Ich verstehe wirklich nicht, weshalb Du so verdrießlich bist", sagte Hildegard achselzuckend zu ihrem Bruder. „Felix Eylingshausen und diese Waldschöne — bah!"

„Du meinst, weil er Dir vor zwei Jahren in Baden die Cour machte?" fragte Dagobert hohnvoll. „Die Hoffnung, Schatz —"

„Bah! Lasse meine Hoffnungen mir, ich mische mich ja nicht in die Deinigen!" unterbrach sie ihn wegwerfend.

„Und doch, mein theures Kind", meinte die Stiftsdame zart und sanft, „Du warst so still; ich fürchtete beinahe, diese Nachricht habe Dir wehe —"

„Bitte, Tante, beunruhige Dich nicht!" fiel die Nichte von neuem hochmüthig ein. „Ich denke nicht an jene Badener Thorheiten, sondern nur an seine Ansprüche und wie er es sonst treibt. Was wir diesen Sommer von ihm und Adeline Schöneck hörten, möchte dem tugendhaften Baron Othmar wenig gefallen."

Die Stiftsdame schüttelte schwermüthig das Haupt. „Solche Weltgerüchte dringen nicht in jene Waldeinsamkeit", sagte sie.

Hildegard lachte spöttisch. „Glaubst Du das? Ich nicht. Die Zurückgezogenheit ist sicher mehr Maske als Wahrheit. Denke doch nur daran, daß vor kurzem die alte Soldnau hier umherspionirte —"

„Ja freilich", redete Dagobert finster dazwischen, „jener Bursche, der Diringshofen, wußte auch von dem Pfarrer, der seinem Onkel, dem Bischof — es ist ridicül! — alljährlich Besuche macht! Also die Soldnau hier, der Pfarrer da, nun auch Bilingsfelden, Mama Vögelsbach und Sohn — eine nette klösterliche Einsamkeit! An den Felix glaub' ich, trotz Papas Nachricht, kaum. Dagegen ließe sich wenigstens noch etwas thun. Bilingsfelden aber mit der Protection — ich fürchte, Papa hat Recht!"

Wer sich diese Familie angesehen hatte, das Bureaukratengesicht des Ministers, die hochmüthigen und selbst-

süchtigen Züge seiner Gemahlin, Herrn Dagobert, das tadellose Modell eines Bleisoldaten, nur daß ein solcher gemeiniglich ein wenig mehr Farbe zu haben pflegt, und endlich Hildegard, deren entschieden hübsches sogenanntes Dosengesicht gleichfalls wohl etwas Hochmüthiges und Schnippisches, aber eigentlich auch keinen Ueberfluß an Geist und Intelligenz aussprach, der durfte mit einer Art von Aufathmen auf den Zügen der Stiftsdame ausruhen, welche nicht blos in diesem Kreise, sondern überall eines ernsten und aufmerksamen Blickes werth waren und wenigstens den tröstlichen Schluß erlaubten, daß doch ein Mitglied dieses Kreises über die Alltäglichkeit hinaus begabt worden sei.

Fräulein von Othmaringen, wie sie im Kreise der Familie und ihrer Bekannten genannt wurde, mußte vordem von wo nicht ungewöhnlicher, doch interessanter und pikanter Schönheit gewesen sein. Das zeigte sich in ihren Zügen, sobald der stereotype melancholische Ausdruck einmal einem mehr natürlichen, lebensvollern Platz machte, und ebenso hatten ihre Augen, wenn sie, statt zu himmeln und zu schmachten, frei aufschauten, einen Blick, vor dem man stets Respekt haben, unter Umständen aber beinahe etwas wie einen leisen Schreck empfinden mußte.

Das sah man eben gerade auf das deutlichste, wo

des Neffen Worte sie den Kopf erheben und die Augen aufschlagen ließen; in dem Gesicht war nicht blos Geist und Leben, sondern auch etwas Grundgescheidtes, wo nicht gar Boshaftes, vor allem aber eine außerordentlich ruhige und bewußtvolle Ueberlegenheit, gegen die es, zum mindesten in ihrer Umgebung, schwerlich irgend einen wirklichen Widerstand gab. Und da sie nun zu sprechen begann, waren auch ihre Aeußerungen himmelweit von dem verschieden, was man gewöhnlich von ihr zu hören bekam, und der Contrast wurde, vermuthlich selbst für ihre jetzigen Zuhörer, um so auffälliger, als ihr Ton so sanft und ein wenig leidend blieb wie immer. Hildegard wenigstens empfand das ganz entschieden. Von dem Aufblicken und dem ersten Wort der Tante an verlor sich aus ihren Zügen das Schnippische und Verächtliche und machte der gespanntesten Aufmerksamkeit Platz.

„Mein lieber Knabe", sagte die Tante, die, wenn überhaupt einen Menschen, ihren Neffen gewissermaßen liebte, „Herr von Bilingsfelden kommt hier schwerlich in Betracht. Dein Vater wies mich vorhin zwar in seiner rücksichtslosen Weise zurück, allein ich glaube, daß der Irrthum ganz und gar auf seiner Seite ist. Der Major ist nach Allem, was wir wissen und hier und da auch sahen, wirklich von einer Seite und in

einer Weise gefesselt, daß ich mir zum mindesten nicht zu denken vermag, wie er sich aus diesen Fesseln heraussehnen, geschweige denn, wie er sich von ihnen frei machen sollte. Habe ich Seine Excellenz recht verstanden, so meint er das aber auch gar nicht, sondern glaubt nur, daß die Trennung eine rein äußerliche sein würde, weil man den empfindlichen Gerüchten einen Damm entgegenzusetzen wünschte. Das ist in meinen Augen ein Unsinn, der hart an Albernheit grenzt. Man hat diese Verbindung von oben bisher nirgends gestört, im Gegentheil, wenn auch duldend, begünstigt. Sie ist schon viel zu weit gediehen, als daß man sie durch eine solche kindische Maskerade noch verbergen könnte. Obendrein wäre es doch völlig räthselhaft, daß die — nun sag' ich's — die Prinzessin einer von oben ihr gestatteten wirklichen, wenn auch stillen Verbindung eine halbe vorziehen sollte, die sie nothwendig im zweifelhaftesten Licht erscheinen lassen und zu den skandalösesten Folgen führen müßte. Und endlich ist es ganz unmöglich, daß man zur dritten, zur Mittelsperson ein Fräulein von Othmaringen wählen könnte — ich denke zu hoch von unserer Familie. Und mag die Einsamkeit von Othmaringen noch so groß sein, diese Zustände bleiben dort nicht verborgen; und mag jene Charlotte im Uebrigen sein, wie sie will, zu einer solchen Rolle versteht sie sich bestimmt nicht.

Trotz alledem finde ich diese Gerüchte bedenklich für den Major", fuhr sie mit einem neuen klugen, wenn auch nur flüchtigen Aufblick fort. „Wenn sie boshaft benutzt würden, scheinen sie mir sehr geeignet, Mißtrauen gegen ihn zu erregen und seine Stellung zu erschüttern. Möge es nicht dahin kommen! Sein Glück ist ohnehin ein prekäres, darüber ist kein Zweifel. Das Andere, das mit dem Felix Eylingshausen, das glaube ich; die Vögelsbach versteht sich aufs Heirathenstiften. Sein Interesse für Dich, theuerste Hilda, scheint wirklich verloren zu sein, und Wüstlingsgerüchte dringen, wie ich sagte, nach Othmaringen schwerlich. Was aus der Ehe aber werden muß? Nun, Glück sehe ich dabei für das Mädchen allerdings nicht. Wir wissen von Felix nur durch das Gerücht, aber das genügt völlig, um vorauszusehen, daß der Bund kein dauernder wird und daß seine Frau keine Heilige bleiben dürfte. Und das könnte mir schon jetzt leid thun, denn ihr Vater ist erbarmungslos in seiner Strenge, in gewissen Punkten; ich weiß das."

Als sie gleich nach diesen Worten das Zimmer verlassen hatte, sagte Dagobert zögernd und mit zweifelhaftem Blick: „Was hältst Du von all diesen Reden? Sie scheinen mir sehr phantastisch zu sein."

Hildegard zog die Brauen ein wenig zusammen.

„Das sieht Dir gleich", versetzte sie wegwerfend. „Ich sehe darin aber ein Programm, das uns, wenn Du Deinen Kopf zusammennimmst, vermuthlich die Zukunft und eine Revanche sichert, wie wir sie nur wünschen können. Ich bewundere die Tante. Sie hat mehr Verstand im kleinen Finger als Papa und Mama in ihren ganzen großen Köpfen. Wenn wir vernünftig und folgsam sind —"

„Ja, ja, ja!" unterbrach der Bruder sie verdrießlich. „Es ist möglich. Nur währt's mir ein wenig zu lange, und ich muß inzwischen einige Unterhaltung haben. Es heißt, Prosnitz nimmt seinen Abschied, und Prinz Hermann ist neuerdings freundlich gegen mich. Da möchte etwas zu erlangen sein — zumal mit Deiner Hülfe."

Sie sah ihn überrascht an. „Was heißt das? Ich habe leider nicht das Glück, von Seiner Hoheit beachtet zu werden."

„Das ändert sich vielleicht. Er redete sogar zu mir über Dich freundlich. Denke daran und lasse den Felix laufen. Es könnte uns auch für all dieses Andere von Werth sein, bei ihm in Gunst zu stehen."

Achtes Kapitel.

Ein Abend bei Hofe.

Wir haben das Land oder vielleicht auch Reich, in welchem die Menschen leben und zum Theil wirken, die wir unsern Lesern entweder bereits vorstellten oder etwa noch vorzustellen haben, bisher nur als ein Fürstenthum und seinen Herrscher als den Fürsten bezeichnet. Wir müssen uns aber auf das feierlichste gegen den Schluß verwahren, den möglicherweise irgend Jemand aus diesen Wörtern ziehen möchte, daß das Land und sein Herr nun auch in Wirklichkeit nur eine so niedrige Sprosse auf der Leiter der Macht und des Einflusses eingenommen hätten, wie unser Titel anzuzeigen scheinen möchte. Wir bitten im Gegentheil die Leser, sich einen ganz hübschen Staat zu denken, dessen Stimme nicht blos am trefflichen Bundestag, sondern sogar

auch im europäischen Concert von — zu Zeiten wenigstens — anerkanntem Gewichte war, der sich folgerichtig an allen bedeutendern Höfen durch wohlgeschulte Diplomaten vertreten ließ, dem Militärwesen viel Aufmerksamkeit schenkte und sorgsame Pflege angedeihen ließ und alljährlich seine Kammern zusammentreten sah und sehr fleißig reden hörte.

Die Leser wissen aber ebenso gut wie wir selber, wo nicht besser, daß dies Alles nicht blos in den großen Kaiser- und Königreichen, sondern auch in den kleinern König-, Kurfürsten-, Großherzog-, Herzog-, kurz in Fürstenthümern aller Art und jedes Ranges, kleine Unterschiede abgerechnet, genau das Gleiche war, respective ist, und daß es daher einerseits völlig gleichgültig sein dürfte, andererseits uns hoffentlich aber auch als die taktvollste Rücksicht und Schonung gefährdeter Interessen ausgelegt wird, wenn wir das Land mit dem von uns gewählten Generaltitel bezeichnen und den ersten Diener des Staats, wie Friedrich der Einzige sich bekanntlich in seiner zuweilen ein wenig kuriosen Manier auszudrücken beliebte, nicht als Majestät, noch als kaiserliche oder königliche, sondern nur als ganz einfache Hoheit vorzustellen wagen.

Ebenso wenig wie für die äußere Macht und den äußern Einfluß kommt unser Titel aber auch in An-

sehung der fürstlichen Residenz, des Hofes und des an demselben herrschenden Lebens in Betracht. Die prächtigsten und schönsten Schlösser stehen keineswegs überall in den Residenzstädten der Großstaaten, und in Betreff der Würde und Pracht, der Freiheit oder Gemessenheit des Hoflebens haben bekanntlich die kleinern Fürstenhäuser den größern selten nachgestanden, sie vielmehr häufig genug übertroffen.

Das Schloß in unserer fürstlichen Residenz war ein gewaltiger, stolzer Bau und enthielt Räumlichkeiten, die, ihrer Bestimmung gemäß, an anmuthiger und behaglicher Wohnlichkeit so gut wie an Glanz und Pracht vor keinen andern zurücktraten, und ebenso wenig brauchten auch Würde und Geschmack des täglichen Lebens wie der gelegentlichen Festlichkeiten den Vergleich mit dem anderwärts Gefundenen zu scheuen.

Das konnte man selbst am heutigen Abend recht erkennen, obgleich keine besondere Festlichkeit stattfand, sondern die Fürstin nur, wie sie es liebte und von den Herbsttagen an allwöchentlich einmal übte, einen heitern Kreis derjenigen um sich versammelte, welchen sie und ihr Gemahl das meiste Wohlwollen zuwandten. Einladungen ergingen zu diesen Abenden nur selten und aus ganz besondern Rücksichten; wer den ersten Abend sich hier einstellen durfte, konnte während aller

folgenden auch ungerufen erscheinen oder, wenn er sich abgehalten sah, ohne viel Umstände fortbleiben. Denn aus diesem Kreise sollte aller Zwang entfernt bleiben, und das fürstliche Paar ging darin seinen Gästen mit gutem Beispiel voran. Auch für die Unterhaltung der Versammelten wurde in dieser Weise gesorgt; alle Steifheit und Abgemessenheit war verbannt, und die hohe Frau hielt darauf, daß sich nicht nur der gesammte Kreis unterhalten, sondern auch jeder Einzelne nach Möglichkeit à son aise fand. Es gab stets etwas Neues, Ansprechendes, sei es, daß ein fremder oder einheimischer Künstler einige Musikstücke vortrug, sei es, daß ein ganzes kleines Concert arrangirt war, sei es, daß man einem neuen Dichterwerk lauschte, oder daß man auf einen wirklichen Erzähler horchte. Oder man führte ein paar Charaden auf, oder stellte einige lebende Bilder, man amüsirte sich gelegentlich einmal an den Kunststücken eines durchreisenden Escamoteurs, und was dergleichen mehr war. Nur die Kartentische fehlten an diesen Abenden gänzlich, und wenn es Jemand in dem Kreise gab, der unbefriedigt nach Hause ging, so war das sicherlich nur irgend eine alte Hofdame oder ein bejahrter Cavalier, die eben keinen bessern Platz auf der Welt kennen, als den am Spieltisch.

Aber selbst diese hätten keinen dieser Abende ohne

die dringendste Noth jemals versäumen mögen, wie dieselben denn überhaupt in der Gesellschaft so hoch wie möglich geschätzt und gepriesen wurden. Bevor die ersten und ein- für allemal gültigen Einladungen ergingen, herrschte in allen Familien und Kreisen, welche nur die entfernteste Aussicht auf mögliche Berücksichtigung hatten, ein Fieber der Erwartung; die Erfüllung der Hoffnungen wurde beinahe wie ein verliehener Ordensstern betrachtet, und die Unglücklichen, welche sich ausgeschlossen sahen, beugten sich tief unter einer solchen erklärten Ungnade. Und gewissermaßen hatten beide Recht. Denn ganz wenige der obersten Hof- und Dienstchargen ausgenommen, die sich nun einmal nicht umgehen ließen, wurden alle übrigen Gäste nur durch die Gunst des Fürstenpaars berufen, und obendrein durften Rang und Name derselben sich bei weitem weniger rühmen als Geist und Gemüth, als Anmuth und Liebenswürdigkeit, als irgend ein Talent, das den gesammten Kreis zu unterhalten vermochte. Man begegnete hier dem ernsten Gelehrten so gut wie dem bescheidenen Künstler und sah sie von den fürstlichen Wirthen auf das freundlichste beachtet und hervorgezogen. Vor allem aber sah man das hohe Paar selber in Ungezwungenheit und Heiterkeit mitten zwischen allen Uebrigen, wie, um das Wort zu wiederholen, freundliche und um das

Wohlsein ihrer Umgebung besorgte Wirthe, während man an allen übrigen wirklichen Empfangstagen und bei den Hoffesten stets die unnahbare Fürstlichkeit vor sich fand.

Die fürstliche Familie folgte ihren Häuptern nach. Kinder hatte das Fürstenpaar nicht, aber es gab Nebenverwandte und die meisten von ihnen zeigten sich, falls sie in der Residenz weilten, an solchen Abenden auf kürzere oder längere Zeit in zugänglicher und umgänglicher Weise. Nur der Erbprinz, ein Neffe des Fürsten, fand keinen Geschmack an diesen Unterhaltungen wie an diesen bequemen Formen. Sein Erscheinen erhöhte daher auch niemals die herrschende heitere Stimmung, sondern drückte dieselbe vielmehr herab, denn es stellte fast unabänderlich irgend eine unbehagliche Scene in Aussicht, zu der die Begegnung mit einer dem Prinzen für den Augenblick vielleicht nicht angenehmen Persönlichkeit die Veranlassung gab, die sich durch kein Einschreiten des Fürsten oder der Fürstin vermeiden und ebenso wenig durch ihre Güte ungeschehen machen ließ.

Man wußte, daß diese Rücksichtslosigkeit des Prinzen mehr als einmal die strengste Mißbilligung des Fürsten und den ernstlichen Zorn seiner Gemahlin hervorgerufen hatte, ja die letztere sollte gedroht haben, daß sie sich in demselben Augenblick zurückziehen werde, in dem

Prinz Hermann sich in ihren Gemächern zeige. Und man konnte annehmen, daß in diesem Gerücht wenigstens einige Wahrheit verborgen sei. Denn der Prinz verließ im vergangenen Winter, als es entstanden war, die Residenz und kehrte erst im Frühling wieder zurück, seitdem, nach dem Urtheil derjenigen, welche ihn zu beobachten Gelegenheit fanden, im Allgemeinen höflicher und rücksichtsvoller als früher. Auch an den beiden Abenden, welche dem heutigen seit Einbruch des Herbstes vorausgegangen waren, hatte sein Erscheinen keinerlei besondere Unannehmlichkeiten für irgend Jemand zur Folge gehabt. Er hatte sich zusammengenommen.

Man war daher auch der heutigen, dritten Versammlung mit einer Art von Ruhe und Sicherheit entgegengegangen, gespannt auf die Unterhaltung, welche der Gesellschaft geboten werden möchte, und man war, wenn auch überrascht, doch nicht geradezu erschrocken, als man den Prinzen zugleich mit dem Fürstenpaare und den übrigen Familiengliedern zugleich erscheinen sah. Denn der Prinz pflegte sonst gewöhnlich von seiner bevorrechteten Stellung und zugleich von der gestatteten Zwanglosigkeit dieser Abende Gebrauch zu machen und sich gemeiniglich erst kurz vor dem Schluß derselben einzustellen, wenn er „seine Studien“ für den laufenden Tag zum Abschluß gebracht hatte.

Der Prinz hatte denn so gute Erwartungen auch nicht getäuscht, vielmehr sich dem ganzen Kreise so gut wie den Einzelnen, die er seiner Aufmerksamkeit würdigte, von seiner erträglichsten — bei diesem Charakter durfte man schon sagen: liebenswürdigsten Seite gezeigt, und ein paar spöttische Einfälle und Bemerkungen abgerechnet, die zwar immerhin die von ihnen Betroffenen nicht allzu sanft berührten, bei Unbetheiligten dagegen ein gewisses billigendes Lächeln hervorriefen und vor allen Dingen niemals ausblieben, wo man mit Seiner Hoheit zusammentraf, hatte Niemand sich über irgend etwas Empfindliches zu beklagen.

Im Gegentheil zeigte der Prinz sich zuvorkommender und beweglicher, als es sonst auch zu den besten Stunden in seiner Art lag. Nach Beendigung des Quartetts, welches von Mitgliedern der Kapelle auf das brillanteste ausgeführt worden, hatte er sogar für die Musiker ein anerkennendes Wort und ließ sich mit dem einen derselben überdies in ein längeres Gespräch ein. Darauf bewegte er sich von einer Gruppe zur andern, hier ein gnädig scherzendes, dort ein, wie erwähnt, nicht ganz unverfängliches, spöttisches Wort hinwerfend, und blieb zuletzt in der Nähe des zu einem kleinen Theater eingerichteten Saales stehen, wo hinter dem noch

geschlossenen Vorhang eben irgend eine Vorstellung vorbereitet wurde.

„Ei, mein Gott, Sie hier, Fräulein von Othmaringen, und nicht hinter den Coulissen?“ rief er ganz verwundert aus, als er die Genannte, diesmal jedoch die Tochter und nicht die Schwester des Ministers, in einem Kreise von andern Herren und Damen erblickte. „Das ist ja wahrhaftig bestürzend! Was sagt mir denn meine Tante von einem ganz entzückenden Bilde und seiner sicherlich zauberhaften Wirkung, wenn unsere bezauberndste Schönheit darin fehlt? Sagen Sie mir, wie kommt das? Haben Dero gestrenge Frau Mutter Excellenz ein so weltliches Vergnügen für allzu gefährlich befunden für ihr Töchterchen, oder ist die sprödeste unserer Schönheiten — o, mein Fräulein, ich habe furchtbare Dinge von Ihrer Grausamkeit und Unerbittlichkeit vernommen!“ unterbrach der Prinz sich mit schalkhaftem Lächeln und fuhr dann fort: „Oder haben Sie selber den Wunsch meiner hohen Tante für unerfüllbar erklärt?“

Hildegard stand, da ihre bisherige Umgebung sich respektvoll zurückzog, allein vor dem launigen Inquirenten, ein wenig roth und in einer Bewegung, die trotz Allem, was sie bisher vernommen hatte, nicht ganz ohne ein gewisses Bangen war. Wir müssen wieder-

holen, daß eine Begegnung mit dem Prinzen so ziemlich für Jedermann eine bedenkliche blieb und daß selbst seiner sogenannten Freundlichkeit niemals recht zu trauen war. Dazu kam noch, daß die Familie von Othmaringen sich bisher nicht gerade seiner Gunst zu rühmen gehabt hatte, vielmehr häufig und nicht selten offen genug von seinem Spott verfolgt wurde, eine Laune, die sich, wie der Prinz nun einmal war, auch den Betheiligten selber zuweilen auf das unumwundenste offenbarte. Hildegard war bisher, wie wir von ihr hörten, kaum besser daran gewesen als die Uebrigen, und wenn sie auch selbstgefällig genug war, um, was der Bruder angedeutet hatte, für nicht ganz unmöglich zu halten, so war ihr doch immer noch ein gewisses Mißtrauen geblieben, das jetzt, nach diesem Anfang der Unterhaltung, eher wuchs, als verschwand.

Die Dame nahm sich indessen nach Kräften zusammen und versetzte mit einer tiefen Verneigung: „Hoheit sind sehr gnädig, aber ich habe leider nicht den Vorzug gehabt, von Ihrer Hoheit heute Abend zur Theilnahme an der Vorstellung befohlen zu werden.“

„Ist's möglich?“ rief der Prinz mit dem Ausdruck eines fast naiven und daher nur um so bedenklichern Erstaunens aus. „Sie sind ja doch nicht in Ungnade, schöne Dame? Oder regt sich auch gegen Sie die Cabale

und Intrigue", redete er, näher tretend, leiser und vertraulicher weiter, „welche neuerdings sich bei uns zu zeigen beginnt und uns statt der alten erprobten Freunde mit allerhand neuen Größen und Windbeuteln umgibt? Ah, mein Fräulein, sehen Sie nicht so erstaunt aus! Mir können Sie schon vertrauen, wir sind ja Leidensgefährten; Sie können's nicht übersehen, daß meine Wünsche wahrhaftig nicht die geltenden sind! Apropos, aber die heutige Aufführung —" er neigte sich noch näher und seine leise Stimme gewann einen höchst eigenthümlichen, zarten Klang — „wissen Sie, daß ich im Grunde entzückt bin, Sie ausgeschlossen zu sehen? Ich fühlte mich ordentlich unglücklich, daß Sie für irgend einen Andern den zärtlichen Blick haben sollten und die hingebende Bewegung —"

„Hoheit!" stammelte Fräulein von Othmaringen, da diese doch selbst für ihr Selbstbewußtsein und ihre Voraussetzung etwas erschreckenden Worte keine Fortsetzung erhielten, bis in den Nacken erglühend und in einer die ganze Gestalt durchbebenden Bewegung.

„Verrathen Sie mich um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! Meine Tante verziehe mir niemals, wenn sie erführe, daß ich von ihrer vorbereiteten Ueberraschung Jemand auch nur einen Wink gegeben hätte! Aber, wie ich sage, neben meinem Glück, Sie nicht

in jener Situation zu sehen, begreife ich doch immer weniger, wer Sie ersetzen soll! Je mehr ich Sie ansehe — dieses wundersüße Erröthen, dieser gesenkte Blick — unnachahmlich, bezaubernd, hinreißend! Ah, dürfte ich mir einmal selber eine Rolle wählen und Sie als Partnerin — Endymion und Luna, par exemple! Ah, was muß man mich meines Ranges wegen von solchem Glücke ausschließen! Und wäre es nur deswegen! Aber man fragt ja bei uns so unendlich wenig nach dergleichen und macht so wenig Umstände. Sehen Sie, bezaubernde Luna, da spukt sicherlich auch wieder jene Cabale! Man gönnt —"

Die junge Dame war in einem Aufruhr der Gefühle und zugleich in einer Verlegenheit, welche für ein so wohlgeschultes Kind der Gesellschaft eigentlich fast erschreckend zu nennen waren. Daß die Worte ihr zum Herzen drangen, verstand sich von selbst; von einem Prinzen und obendrein vom Prinzen Hermann ausgehend, waren und blieben sie schmeichelhaft genug und gingen über Alles hinaus, was sie irgend hatte hoffen können. Ein Theil des Inhalts bestürzte sie aber dennoch, obgleich sie in diesem Punkte zu großer Nachsicht geneigt war, und endlich war sie weder geschmeichelt, noch bestürzt genug, um einige interessante Wendungen zu überhören, welche durch eine Fortsetzung des Ge-

sprächs voraussichtlich zu noch interessantern Bemerkungen führen mußten.

Sie fühlte sich unter diesen Umständen daher auch nur halb zufrieden, als eine eintretende Störung jedes weitere Wort des Prinzen abschnitt und sie selber der Nothwendigkeit überhob, durch irgend einen Laut oder eine Bewegung darauf zu erwidern. Denn bei dem „Man gönnt" brach Prinz Hermann jählings ab, erhob die Lorgnette ans Auge und sagte in einem nichts weniger als zarten Ton und obendrein ziemlich laut: „Nun, was ist denn das da für eine Personnage, die von Serenissimus spazieren geführt wird? Mir ist, als wäre mir dieser breite Rücken nicht gänzlich unbekannt."

Hildegard ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, gleichfalls ihre Lorgnette zu benutzen; die Bewegung, mit der sie dieselbe vors Auge nahm, hatte man ihr mehrmals als eine besonders graziöse gerühmt. „Hoheit, es ist, glaube ich, der Major Bilingsfelden", versetzte sie nach einer kleinen Pause, noch ein wenig gepreßt.

„Major Bilingsfelden?" wiederholte der Prinz in jenem scharf spottenden Ton, der so sehr gefürchtet wurde. „Ja, ja, ich vernahm davon eine ganz romantische oder sentimentale Geschichte — Serenissimus hört

uns ja nicht! Also Major Bilingsfelden, hm! Stets ein hochmüthiger und eingebildeter Gesell, im Uebrigen aber doch ein Cavalier comme il faut und tadelloser Soldat. Aber seit er Adjutant wurde — hm, unausstehlich! Ich weiß nicht, ob ich ihn eher frech oder taktlos heißen soll — Sie verstehen mich leider, mein Fräulein, aber ich verstehe weder Seine noch Ihre Hoheit und am allerwenigsten — bah! — Und nun diese Renommage mit dem Nest, dem — wie heißt's? — Neideck, für das er seine Pflicht und seinen Dienst vernachlässigt — kindisch! Will er sich dort ein Paradies für Flitterwochen schaffen oder seinen Kohl pflanzen, wenn er hier zufällig einmal verkannt würde, wie jener alte römische Heide auf einen neuen Ruf des Vaterlandes harrend? — Bah, sich interessant machen, nichts weiter!"

Nicht diese Worte allein, sondern auch und zwar noch mehr der Ton, in dem sie gesprochen wurden, und vor allem der Ausdruck im Gesicht des Prinzen, den man nur als einen geradezu verderblichen bezeichnen konnte, beschwichtigten in Hildegard auch die letzte Spur von Aufregung und riefen sie völlig in die Gegenwart zurück.

„Hoheit thun, fürchte ich, Herrn von Bilingsfelden Unrecht", versetzte sie mit sanftem Aufschlag der Augen. „Der Major nimmt die Sache sehr ernsthaft, scheint's.

Er studirt, wie mein Bruder heute vernahm, zu Othmaringen, bei unsern Verwandten, Forstcultur und dergleichen."

Der Prinz schien überrascht. „Ei, was Sie sagen! Zu Othmaringen — richtig! Der alte Herr dort soll die schönsten Forsten unseres Landes besitzen — ich hörte davon. Hm! Und der nimmt unsern charmanten Major bei sich auf? Es soll sonst ein kurioser alter Bursche sein, Einsiedler, Menschenfeind? Ihr Verwandter und Ihrer Familie verfeindet? Das ist ja ein richtiges Stück Romantik! Davon müssen Sie mir mehr erzählen."

„Hoheit, was kann ich sagen?" versetzte Hildegard ein wenig schmachtend. „Wir wissen leider wenig von jenem unglücklichen Mann, der uns — Niemand ahnt, weshalb — so feindlich gesinnt ist, als daß er an der tiefsten Melancholie und allerhand finstern Vorstellungen leidet, die Welt flieht und auch die Seinen zu einem gleich traurigen Leben —"

„Die Seinen? Ich dachte, er sei ganz einsam."

„Nicht ganz, Hoheit. Er hat eine Tochter —"

In diesem Augenblick machte sich von den rückwärts liegenden Gemächern her eine Bewegung zwischen den bisher zwanglos vertheilten Gruppen der Gesellschaft bemerklich. Sie wichen gegen die Wände

zurück, und indem wurde in der Ferne auch bereits die Fürstin sichtbar, welche, nachdem der Fürst sich wieder zu ihr gefunden hatte, sich dem Theater nähern zu wollen schien, für den Moment aber bei irgend Jemand Halt gemacht hatte.

Hildegard brach erschrocken ab und trat gleichfalls zurück. Allein der Prinz folgte ihr. „Nicht so erschrocken, schüchterne Taube!“ lachte er. „Wir haben schon noch eine Minute Zeit. Ich kann Ihnen das Ende Ihres interessanten Satzes nicht schenken. Also eine Tochter des Melancholikus — eine Waldblüte —“

Hildegard schaute ängstlich zurück — das Fürstenpaar näherte sich jetzt wirklich, die Gesellschaft schloß sich ihm an. Aber im Auge des Prinzen zeigte sich eine solche Ungeduld, daß sie nicht zu zögern wagte. „Ich kenne Charlotte nicht“, sprach sie hastig. „Sie ist mir aber als sehr schön gerühmt worden.“

„Ah, schön, jung, in solcher Waldeinsamkeit! So entdeckungswerth — ein wahres Märchen! Ich danke Ihnen, mein Fräulein, das ist eine reizende Neuigkeit! Und nun — à revoir, die Hoheiten bemerken uns. Ich muß Sie noch sprechen. Denken Sie auch bei dem Bilde an mich!“

Sie traten aus einander und der Prinz nahte sich dem fürstlichen Paare, vom Fürsten mit dem leichten

Drohen des erhobenen Fingers begrüßt, während der Blick des Herrn zugleich zu der von neuem erröthenden Hildegard hinüberstreifte. Allein es war jetzt wenig Zeit, auf dergleichen zu achten oder an den letzten Theil der Unterhaltung viel zu denken, denn man nahm rasch seine Plätze ein, und nach einer kurzen Introduction zeigte sich den Augen der aufmerksamen Gesellschaft eine Reihe von lebenden Bildern, welche auch heute wieder mit dem vollendetsten Geschmack arrangirt waren und ausgeführt wurden.

Es begreift sich, zumal nach den letzten Worten des Prinzen, daß Hildegard nicht die Unaufmerksamste war, allein anstatt sich geschmeichelt oder gar befriedigt zu fühlen, regte sich in ihr eine steigende Empfindlichkeit. Denn schon daß die Darstellenden nicht der Gesellschaft angehörten, sondern Mitglieder des Ballets waren, hatte nach dem, was der Prinz ihr gesagt, sein Bedenkliches. Hatte er es nicht gewußt oder war es eine seiner bösen Neckereien? Und dieser Gedanke gewann von Minute zu Minute so zu sagen an Consistenz, als nicht ein einziges der dargestellten Bilder den Andeutungen des Herrn und Hildegard's Erwartungen entsprechen zu wollen schien. Es waren Genrestücke, im Geschmack oder nach wirklichen Bildern der Niederländer — die Fürstin liebte diese Weise. Und nun — die Sache wurde immer

empfindlicher — kam, da der Schluß nahe sein mußte, eine Schenke, trinkende Bauern und Soldaten, ein dicker Wirth, eine corpulente Wirthin, eine kokette, üppige Kellnerin, ein prachtvolles Bild, aber Hildegard wurde dunkelroth; war es denn möglich, daß der Prinz — Und da ihr Auge scheu zu den Fürstlichkeiten hinüberstreifte, sah sie den Blick vom Prinzen aufgefangen; sein lachendes Auge winkte ihr zu, er beugte sich, mit einem neuen Blick auf sie, zur Fürstin nieder.

Hildegard schwindelte. Sie fühlte sich kaum ihrer Sinne mächtig; ein solcher Affront war selbst vom Prinzen Hermann noch nie einer Dame geboten worden. Sie zog die Mantille um die Schultern mit einer Bewegung, die Alles, nur nicht hofmäßig war, und war nahe daran, sich zu erheben, mochte daraus entstehen, was da wollte.

Da fiel der Vorhang und — es war noch nicht das letzte Bild gewesen. Die Musik begann von neuem; es vergingen tödtlich lange zehn Minuten, und dann hob sich die Gardine nochmals und — es war wirklich das Bild Endymion und Luna, hinreißend schön und dennoch für das Mädchen bis ins Herz erschreckend. Konnte, durfte sie sich dadurch geschmeichelt fühlen? War es nicht im Grunde ein noch empfindlicherer furchtbarer Scherz des Herrn?

Die Vorstellungen waren zu Ende, man stand auf, man trat auseinander, Hildegard in einer Art von Betäubung und nur mechanisch den Bewegungen der Uebrigen folgend. Und da, mit einem Male war der Prinz wieder neben ihr; er bot ihr sogar seinen Arm oder nahm vielmehr den ihren und führte sie langsam gegen die vordern Räume.

„Ich habe es wohl bemerkt, Sie haben mich einen Augenblick in einem schlimmen Verdacht gehabt", sagte er in ungewöhnlich artigem, fast herzlichem Tone. „Aber ich hoffe glänzend gerechtfertigt zu sein; war es nicht entzückend? Wäre es nicht noch viel entzückender, wenn — schöne Taube, sehen Sie nicht so außerordentlich erschrocken aus! Ist es meine Schuld, daß Sie mich bezaubert haben?"

„Aber, Hoheit —" stammelte das Mädchen.

„Nochmals, schöne Taube, seien Sie nicht so erschrocken! Man wird ja aufmerksam! Ich muß Sie sprechen — über jene Waldschönheit; das ist doch keine Sünde?" Und noch leiser weiter redend, führte er sie bis in die Nähe ihrer Mutter und nahm dort mit Artigkeit Abschied.

Die Gesellschaft breitete sich aus. Man nahm Erfrischungen. Bei der herrschenden Ungezwungenheit und bei der, sagen wir: Zugänglichkeit und heitern Beweg-

lichkeit des Fürstenpaars und der ganzen fürstlichen Familie drängte sich Niemand geflissentlich in ihre Nähe, da man sicher war, auch ohnedies den Theil von Beachtung zu finden, den die Herrschaften überhaupt dem Einzelnen zu widmen vermochten. Von einem absichtlichen Uebersehen war in diesem Kreise keine Rede. Die Gäste erfreuten sich, wie gesagt, alle mehr oder minder der vollen Gunst.

Es war daher auch in dem Gemach, wo die Fürstin augenblicklich verweilte, verhältnißmäßig leer. Die hohe Frau sprach auf das freundlichste mit Herrn von Bilingsfelden, der, wie alle Welt wußte, bei ihr in nicht minderer Gnade stand als bei ihrem Gemahl und den sie in den paar seit seiner Rückkehr verflossenen Tagen bisher kaum länger als auf einige Minuten in ihrer Nähe gesehen hatte. Einige andere von den Vertrautesten standen hier und da umher; der Fürst selber redete, wenige Schritte entfernt, mit einer Dame, deren prächtige Figur selbst in diesem Kreise von Anmuth und Hoheit aufzufallen geeignet war.

Prinz Hermann kam lachend aus einem Nebenzimmer herein und trat zur Fürstin. „Sie haben Recht gehabt, gnädige Tante", sagte er, „da hab' ich etwas Schönes angerichtet! Fräulein Hildegard ist ganz vernichtet in dem Gedanken, daß ich ihr die Rolle der niederländi-

schen Hebe zugedacht haben könnte, und brütet Rache. Und Mama Excellenz schauen noch seriöser drein."

„Wenn ich nur begriffe, was Sie von solchen herben Neckereien haben, Hermann!" unterbrach die Fürstin ihn mißbilligend. „Ich sagte Ihnen schon vorhin, das ist kein Scherz mehr, sondern muß das Mädchen verletzen."

„Ich beuge mich auch demüthig ihrer Rache, aber ich konnte um die Welt nicht anders, der Reiz war zu groß!" versetzte der Prinz lustig, und als ob er erst jetzt Bilingsfelden, der einen Schritt zurückgetreten war, bemerkte, wandte er sein Auge auf diesen und fuhr in leichtem Tone fort: „Ah, unser neuer Major! Gratulire, gratulire! Nun, wie steht's in Othmaringen? Ist die Jagd wirklich so ausgezeichnet und die kleine Erbin so hübsch? Möchte Sie um ein Stücklein von Ihrem Arcanum bitten, Major! Für alle Welt sind Schloß und Menschen dort verzaubert, Sie aber sprengen den Zauber wie ein echter Märchenprinz und erlösen das Königreich und die Braut!"

Der Major verbeugte sich leicht, über sein stolzes Gesicht glitt ein ruhiges Lächeln. „Eure Hoheit überraschen mich auf das gnädigste durch ein Interesse für mein Treiben, wie ich es bei Hochdenselben gar nicht erhoffen konnte", erwiderte er. „Nur muß ich mir erlauben, Eurer Hoheit Berichterstatter einer gewissen Ueber-

treibung zu beschuldigen. Seit ich zuweilen in jener Gegend weile, habe ich Othmaringen niemals verschlossen gefunden, sondern bin vielmehr von seinem liebenswürdigen alten Herrn selber eingeführt worden. Am wenigsten aber fand ich dort irgend einen lastenden Zauber, es müßte denn derjenige sein, der von der reizenden Gegend und den trefflichen Menschen ausgeht."

„Und von schönen Augen — sehen Sie, sehen Sie!" rief der Prinz lachend. „Bei Gott, Major, die Freundschaft des alten finstern Schwarzkünstlers — das ist er doch dem Rufe nach? — die schönste Besitzung und die reichste Erbin im Lande — wie ich sage, ich bitte mir etwas von dem Arcanum aus, mit dem Sie das Glück an sich fesseln und den Zauber, denn dabei bleib' ich, brechen."

Es sah ganz danach aus, als ob Herr von Bilingsfelden nur mit Mühe ein wirkliches Achselzucken zurückhalte. Dafür sprach auch seine eiskalte Miene und die auffällige Trockenheit, mit der er antwortete: „Zu meinem Bedauern widerspricht die Wirklichkeit Eurer Hoheit Scherz ganz und gar. Ich selber würde mir das nie gestatten."

Die Fürstin hatte während dieses verhältnißmäßig rasch verlaufenden Gesprächs beide Herren nicht aus den Augen verloren; es konnte ihr nicht entgehen, daß trotz

des muntern Tons ihres Neffen und trotz der respektvollen Haltung des Majors sich in beiden eine ziemlich andere Empfindung regen mochte, eine Art von Gereiztheit hier und eine kalte und zugleich entschiedene Zurückweisung derselben da. Bei der zweiten Bemerkung des Prinzen zeigten ihre Züge eine unverhehlte Verstimmung, und als Bilingsfelden geantwortet hatte, sagte sie kalt: „Ich muß dem Major zustimmen. Sie zeigen ja ein ganz ungemeines Interesse an diesen Dingen. Aber Sie haben heute Abend Unglück mit Ihren Scherzen und der Familie Othmaringen, wie es scheint.“

Der Fürst trat mit seiner schönen Begleiterin heran. „Macht mein Herr Neffe wieder einmal seine Künste und neckt seine Tante und den Major?“ fragte er launig. „Drauf, Bilingsfelden! Ein Soldat wie Sie weicht vor keinem Angriff zurück!“

„Gnade, Gnade!“ rief der Prinz munter aus, „ich bin schon geschlagen genug! In der That, gnädige Tante, ich habe heute Unglück! So wird man in seinen edelsten Absichten verkannt! Ich will nur diesen geheimnißvollen Herrn Major ein wenig necken um seiner heimlichen Ausflüge nach Othmaringen willen, während man ihn auf das solideste in Neideck beschäftigt glaubt —“

„In der That, mein Lieber, Du hast Unglück“, unterbrach ihn der Fürst in einem ganz ungewöhnlich

spöttischen Ton, „und Sie, lieber Major, verdienen eine empfindliche Strafe, daß Sie Seiner Hoheit nicht schon von Othmaringen erzählt haben. Ich werde darüber ernstlich nachdenken."

Als die Gesellschaft an diesem Abend die Gemächer der Fürstin verließ, traf der Prinz noch einmal mit Herrn von Bilingsfelden zusammen. „Mein Herr Major", sagte er stehen bleibend und den Herrn blitzenden Blickes messend, „ich gratulire Ihnen zu der hohen Gunst, in der Sie stehen, aber ich bitte Sie als redlicher Freund, bauen Sie nicht zu fest darauf. Fürstengunst ist vergänglich wie Rosenblätter, heißt es, wie ich glaube."

Der Major verbeugte sich leicht. „Hoheit", versetzte er und sein stolzes Auge begegnete fest dem des Prinzen, „Ihre Theilnahme und gnädige Gesinnung beglücken mich stets aufs neue, so oft Sie die Gnade haben, mir dieselben zu äußern. Aber ich bestrebe mich auch nach Kräften, derselben würdig zu bleiben; nach Kräften, Hoheit. Was kann der Mensch mehr?"

Neuntes Kapitel.

Im Flügel der Prinzessin.

„Laß es gehen, ich mag, ich will davon nichts hören", sagte die Dame, unruhig das Zimmer durchmessend, in erregtem Tone. „Es gibt ohnehin schon Unglück und Nichtswürdigkeit genug in der Welt, und es finden sich auch Menschen genug, die zu Nutz und Frommen ihrer leidenden Mitmenschen sich dafür interessiren. Ich will von dem Einen nichts mehr erfahren und gehöre nicht zu den Andern."

„Und dennoch dürfen Hoheit es nicht zurückweisen. Es ist nicht um des Skandals willen und nicht der Neugier wegen, sondern weil es, ich sagte das schon, auch Hoheit persönlich trifft, mehr, als Sie in Ihrer englischen Güte und Reinheit ahnen, ja mehr, als es

wohl die Zuträger vermuthen dürften, obgleich diese sicher nicht aus Theilnahme zu mir kamen."

Die Dame war am Fenster stehen geblieben und schaute, die ein wenig blasse Wange auf die Hand gelegt, beinahe finstern Blicks in das melancholische Abendbild hinaus, das sich ihrem Auge darbot. Denn obgleich es noch kaum die Tageszeit war, dämmerte es doch draußen bereits, während es im Zimmer schon dunkel wurde; über den kleinen Hof hinaus und durch den Park hin, der sich links öffnete, lag ein feuchter, grauer Nebel, fast jede weitere Aussicht verhindernd, und vereinigte sich aufwärts mit dem todten Grau, welches tief herabschattete. Und nirgends regte sich etwas wie Leben, es müßte denn der Posten gewesen sein, der drüben am nächsten Schloßflügel unhörbar und kaum sichtbar im Nebel auf und ab ging, oder es wären denn die schwarzen Vögel gewesen, die mit heiserem Gekrächz auf den hohen Dächern des Schlosses oder drüben in den laublosen Wipfeln des Parks ihr Nachtquartier suchten. Kurz, es war etwas Trostloses in diesem ganzen Anblick, und wessen Stimmung ohnehin eine schwere und trübe war, der mußte den Eindruck in noch verstärktem Maße empfinden. Das zeigte sich auch an der Dame, die nach einer kleinen Pause auf die letzten Worte der Andern nicht mehr in erregtem,

sondern in bitterem Tone antwortete: „Theilnahme, Treue, findest Du sie noch? Du glaubst selber nicht daran.“

„Da haben Hoheit nicht Unrecht; es geht bergab mit der Menschheit“, sagte die andere Sprecherin, von der man in der tiefen Dämmerung des Hintergrundes nur undeutliche Umrisse bemerken konnte. „Von mir ist dabei keine Rede. Ich habe schon Eurer Hoheit Mutter auf den Armen getragen und Sie selbst in Ihrer ersten Lebensstunde — das ist eine Sache für sich. Und auch von den Hoheiten, dem Herrn Onkel und der Frau Tante, gilt's nicht; die sind gleichfalls noch, mit Respekt gesagt, vom alten Schlage. Sonst aber —“

Die Prinzessin — das war sie doch wohl — ließ die Hand von der Wange sinken. „Was willst Du eigentlich, Anna?“ fragte sie hörbar ungeduldig. „Sollst und willst Du sprechen, so thu' es endlich, und halte Dich nicht bei den Vorreden auf. Sie machen mich müde.“

„So ist's ganz recht, aber Hoheit wollten ja nicht!“ versetzte die Andere mit Befriedigung. „Also, es ist neuerdings viel die Rede davon in der Stadt, daß der Herr von Bilingsfelden, wenn er auf Urlaub ist, nicht auf seine Güter geht, sondern nach Othmaringen.“

Die Prinzessin wandte sich wieder dem Fenster zu.

„Das ist kein Geheimniß, wenigstens nicht für die Freunde des Majors", sagte sie leichthin. „Er interessirt sich für die Forstcultur oder dergleichen, was dort musterhaft im Stande sein soll."

„Andere sagen anders, Hoheit. Es soll dort auch eine Tochter sein, ein einzig Kind, jung, schön, sehr gut und brav. Um die bemühe sich der Herr Major."

Nach einer langen Pause erst sprach die Dame, ohne ihre Stellung zu ändern, in einem ruhig ernsten Tone: „Willst Du mir weh thun, Anna, oder mich mißtrauisch machen, oder willst Du mich nur ausforschen? Ich dächte, Du hättest das am wenigsten nöthig. Geredet habe ich freilich zu Dir nicht, wie Du aber zu mir stehst, kann Dir mein Fühlen nicht verborgen geblieben sein."

„Eben darum, Hoheit", versetzte die Andere nicht minder ruhig und ernst. „Ich kann's nicht dulden, daß Ihre Güte und Liebe mißbraucht und betrogen wird, gleichviel von wem. Ist's nicht wahr, was man sagt —"

„Nein, Anna, es ist nicht wahr. Es ist nichts als der elendeste Neid, daß der Major in so hoher und gerechter Gunst bei dem Fürsten und meiner Tante steht, und die Mißgunst, wo nicht noch etwas Schlimmeres, weil er mir als der edelste und liebenswertheste

der Männer erscheint, weil ich — genug, deshalb intriguirt man gegen ihn in der einen wie in der andern Richtung, legt seine Schweigsamkeit als Verheimlichung aus, schiebt ihm Absichten zu, von denen er nichts weiß, um mit ihrer Offenbarung Eindruck auf seine bisherigen Gönner zu machen, und hat" — ihr Ton wurde bitterer — „auch wirklich Erfolg gehabt bei meinem Bruder, der die Sache denn auch, in seiner Weise, in die Hand nahm. Nur schade", fügte sie mit einem fast verächtlichen, herben Spott hinzu, „daß Hermann so außerordentlich wenig Geschick zu dergleichen Dingen hat; sein Kopf ist noch plumper als seine Hand, wenn er in die Fäden einer Intrigue hineingreift."

Sie wandte sich vom Fenster ab und ging langsam durch das Zimmer und zurück, selbst jetzt in der Dämmerung noch eine prachtvolle Gestalt, mit stolzer, königlicher Bewegung.

„Davon hab' ich gehört", sprach die Andere mit einem gewissen nachdenklichen oder sorglichen Anklang. „Der Herr Prinz hat ja neulich Abend in der Soirée der Frau Fürstin scharfe Worte mit dem Herrn Major gewechselt —"

„Scharfe Worte, Anna?" Die Prinzessin hielt, wie überrascht, plötzlich an. „Ich hörte nur seine gewöhn-

liche taktlose, nach seinem Glauben spöttische Weise, und der Onkel und die Tante wiesen ihn beide zurecht."

„So war's vielleicht später, Hoheit, man sagte von scharfen Worten. Vielleicht ist's aber auch nicht wahr, ja vielleicht irren auch Hoheit von wegen jener Intrigue, wie Sie's heißen. Ich versteh's wenigstens nicht. Was ich sonst hörte, spricht dagegen, mein' ich. Da haben nämlich am gleichen Tage, an dem der Soirée, morgens die Herren Offiziere beim Italiener zusammengesessen, und da ist davon die Rede gewesen, daß der Herr Major in Othmaringen sich aufgehalten. Hier unser Herr von Othmaringen, der Lieutenant, hat sich des Majors angenommen und einen Andern, einen Civilisten, ich habe den Namen vergessen, so barsch zur Ruhe gewiesen, daß daraus ein Duell entstand; sie liegen beide darnieder, heißt's, der Lieutenant leicht, der Andere schwer."

„Was sollen diese Thorheiten? Was gehen sie mich an?" fragte die Prinzessin hörbar ungeduldig.

„Warten Hoheit nur einen Augenblick, das Rechte kommt schon, und dies gehörte dazu. Man hat sonst nie bemerkt, daß der Herr Prinz nach der Familie Seiner Excellenz gefragt hat; im Gegentheil, den Lieutenant hat er gar nicht angesehen und das Fräulein höchstens nur einmal geneckt. Nun aber, seit der Offizier

sich des Herrn Majors angenommen, ist es anders. Er soll mit Beförderung sein Adjutant werden, und das Fräulein beehrt Seine Hoheit mit ganz besonderer Aufmerksamkeit."

„Wenn das sicher wäre, ist es in der That seltsam", sagte die Prinzessin nachdenklich. „Mir ist wirklich, als hätte ich meinen Bruder mit dem Mädchen, auch wieder an jenem Abend, in lebhafter Unterhaltung gesehen, und seither —"

Da sie ihren Satz nicht vollendete, sprach die Andere, die Stimme dämpfend: „Seither, Hoheit, geht es weiter. Der Prinz spricht die Dame öfters und ganz im Stillen."

„Was heißt das? Wo spricht mein Bruder das Mädchen? Weshalb? Wie kommst Du darauf?" fragte die Prinzessin rasch und, wie man vernehmen konnte, unmuthig.

„Weshalb? Darüber erlaube ich mir kein Urtheil, Hoheit", lautete die ruhige, wieder gedämpfte Antwort. „Wie ich darauf komme? Weil's dazu gehört und vielleicht der Hauptpunkt ist. Wo? Na, das ist's eben, was mich am meisten zum Reden brachte. Hier!"

„Was? hier? Anna, mache mich nicht böse!" sagte die Prinzessin beinahe heftig.

„Dafür kann ich nichts, Hoheit. Wahr muß wahr

bleiben, und wahr ist's, daß der Herr Prinz das Fräulein schon ein paar Mal gesprochen hat, hier, in unserer Wohnung, in dem Zimmer Fräulein von Beringen's."

„Eleonorens? Anna, das ist nicht wahr!" rief die Dame zürnend.

„Das ist wahr, Hoheit. Das hat man mir freilich auch zugetragen, aber ich weiß es nebenher auch von mir selber. Fräulein von Othmaringen kam am Tage nach jener Soirée nachmittags, um Fräulein von Beringen zu besuchen."

„Es ist wahr, sie sind vertrauter, als mir lieb ist", sprach die Prinzessin nachdenklich. „Ich liebe Hildegard Othmaringen nicht. Aber Eleonore war damals gar nicht daheim, mit mir ausgefahren; ich weiß das gut, denn sie beredete mich selber zu der Fahrt, und wir verweilten so lange in den Gewächshäusern von Schwaneck, daß wir erst bei vollem Dunkel zurückkamen."

„Sie beredete Eure Hoheit?" fragte die Dienerin in gar besonderem Ton. „Da wird's immer kurioser, oder vielmehr, da stimmt's noch besser. Sie hat um Fräulein von Othmaringen's Besuch gewußt und sie bitten lassen zu warten. Das Fräulein ist darüber bestürzt und sehr verlegen geworden, hat gehen wollen, ist aber endlich doch geblieben, im kleinen blauen Salon,

neben Eurer Hoheit Empfangszimmer. Da ist der Herr Prinz eine ganze Weile bei ihr gewesen."

„Anna, woher weißt Du das? Spionirst Du?"

„Da noch nicht, Hoheit. Dies ist mir erzählt worden, von keinem unserer Schloßleute, weiter kann ich nichts sagen. Aber freilich wissen Hoheit so gut wie ich, daß es in einer so großen Dienerschaft immer einige gibt, die Augen und Ohren allerwärts haben und das Erhorchte weiter bringen. Und als das Fräulein endlich gegangen ist, weil ihr das Warten zu lange währe, hat sie den Schleier niedergelassen gehabt und ist sehr erregt gewesen, fast zitternd, und sehr roth. Das ist mir erzählt worden", fuhr die Alte fort; „seitdem aber hab' ich selber Acht gegeben; sagen Hoheit immerhin: spionirt, es ist mir nicht egal, was hier bei uns, hinter Eurer Hoheit Rücken vorgeht — und weiß von drei Malen, wo das Fräulein da war und den Herrn Prinzen sprach, in Fräulein von Beringen's eigenen Zimmern."

„Wo Eleonore daheim war?"

„Ja, Hoheit."

„Und in ihrer Gegenwart?"

„Nein, Hoheit. Fräulein von Beringen war währenddessen im Salon."

Nach einer Pause sagte die Prinzessin mit einer

Bewegung, die an Erschütterung grenzte: „Bei Deiner alten Liebe zu meiner seligen Mutter und mir, Anna, hast Du jemals bemerkt, daß mein Bruder mit Eleonoren —" Sie brach ab, wie erstickt von ihrer Bewegung.

„Hoheit, das weiß ich nicht zu sagen", versetzte die Alte einfach. „Ich komme allzu wenig in des Fräuleins Nähe. Zwar ist's mir wohl einmal so vorgekommen, als habe der Herr Prinz sehr vertraut gethan und die Dame sich gar nicht darüber gewundert, aber das war immer in Ihrer Gegenwart, Hoheit — wo sähe ich sie sonst? — und der Prinz Hermann hat ja auch von Jugend auf seine eigene Art gehabt. Ich will keinen Stein werfen auf das Fräulein; ich habe immer geglaubt, daß sie Eure Hoheit von Herzen ehre und liebe. Und sehen Hoheit", redete sie gleich ruhig und nun auch mit einer gewissen Herzlichkeit weiter, „so wenig mir das auch gefällt, daß der Herr die Andere da bei uns trifft — die Verleumdung ist schnell bei der Hand! — so mag ich doch nichts eigentlich Schlimmes darin sehen, einmal, weil Fräulein von Beringen davon weiß, und zum zweiten, weil die Othmaringen um ihrer Aeltern und auch um ihres Namens willen doch wohl zu gut für eine — na, Hoheit verstehen mich. Ich glaube das nicht, aber darum verstehe ich auch diese plötzliche Attention für die Othmaringen nicht. Nur mein' ich, da

die es ja gut mit dem Herrn Major im Sinne zu haben scheinen, so kann der Herr Prinz es in Wirklichkeit —"

„Laß uns aufhören, Anna", unterbrach sie die hohe Frau, noch immer hörbar sehr ergriffen, allein es klang zugleich doch auch etwas wie Entschlossenheit aus ihrer Stimme so gut wie aus ihren Worten. „Ich sehe, fürchte ich, der Sache auf den Grund, und da habe ich freilich nicht zu säumen, wenn ich mir mein Lebensglück nicht stehlen lassen will. Ich glaube alt genug zu sein und auch sonst es mir verdient zu haben, daß ich selbstständig über mein Glück und Geschick entscheide."

Indem kam die zweite Sprecherin aus dem Hintergrunde des Zimmers, wo sie gesessen haben mochte, hervor, und es war noch hell genug, um sie in der That als eine bejahrte, aber anscheinend noch rüstige, hochgewachsene Frau erkennen zu lassen, so fest und so schlicht in ihrer äußern Erscheinung, wie sich den Lesern bisher auch schon ihr Inneres offenbarte. „Hoheit müssen sich nun auch nicht erschrecken lassen", sagte sie ruhig. „Der Herr Onkel und die Frau Tante sind, soviel ich von dem Ding verstehe, ganz und gar für Sie und wollen obendrein dem Herrn Major sehr wohl. Was gehen Hoheit da die Andern an, heißt

das, für diese Sache? Im Uebrigen freilich, da denk' auch ich, daß Hoheit ein ernstes Wort sprechen sollten."

Und da legte die Prinzessin, während zugleich ein gütiges Lächeln durch ihr Gesicht glitt, die Hand sanft auf die Schulter der Alten und versetzte: „Daß Du es wohl mit mir meinst, das weiß ich, Anna, und auch, daß ich auf Deinen Rath, Deine Erfahrung, Deine Klugheit bauen kann. Hier aber reicht das nicht aus. Mein Onkel und die Tante haben mich lieb und sind vorurtheilsfreier und einsichtiger als Viele. Ganz aber können sie Geburt und Stellung nicht verleugnen, noch sich von den Anschauungen derselben frei machen. Wenn man das zu benutzen weiß und auch sonst die Gelegenheit wahrnimmt, halte ich es für leicht möglich, daß ich sie vielleicht gerade in der Entscheidungsstunde nicht neben mir, sondern mir gegenüber finde. Ich fürchte, man ist auf dergleichen aus. Mein Bruder ist plump, sagte ich schon, und diese Othmaringen —" sie zuckte die Achseln. „Aber es thut nichts. Ich will vorsichtig sein, auch für ihn, der in seinem stolzen und reinen Selbstbewußtein so himmelhoch über diesen Menschen und ihren Ränken steht. Und wir müssen rasch sein. Mir ist — ich weiß selbst nicht recht. Sage ich unheimlich? Meine Tante kam mir vorhin wunderlich verlegen vor — oder war es frostig? Geh hinaus und sieh Dich

um, ob schon die Lichter angezündet, und wo Eleonore ist. Sie soll aber nicht erfahren, daß ich sie sehen will. Ich werde zu ihr gehen."

Die Abwesenheit der alten Frau währte nur wenige Minuten, aber auch diese werden genügen, den Lesern einen Rückblick in das Leben der hohen Frau zu eröffnen, von der sie schon mehrfach hörten und die sie nun selber kennen gelernt haben. Prinzessin Constanze, nebst ihrem Bruder Hermann früh verwaist, hatte bei der zärtlichen Liebe, welche das kinderlose Fürstenpaar diesen seinen nächsten Verwandten und besonders dem kleinen Mädchen widmete, nie unter diesem Geschick zu leiden oder die kaum gekannten Aeltern zu vermissen gehabt. Sie wuchs so glücklich heran, wie es nur irgend einem Kinde zu Theil werden kann, und entwickelte sich zu einem jungen Wesen, das überall, wo man es sah und von ihm wußte, im Kreise der Verwandten, des Hofes, der ganzen Bevölkerung vergöttert wurde und, was das Beste war, dies auch durch die glänzendsten innern und äußern Vorzüge verdiente.

Dem gewöhnlichen Schicksal ihrer Standesgenossen, daß bei ihrer Verheirathung zuerst nach dem Staatsinteresse und erst in zweiter Linie nach ihrem Glücke und Herzen gefragt wurde, entging trotzdem sie so wenig wie eine Andere, und sie wurde mit achtzehn

Jahren einem Gatten vermählt, dem außer seiner Stellung als Erbprinz eines größern Staates verzweifelt wenig Vorzüge nachzurühmen waren, den sie kaum Zeit hatte, kennen zu lernen, und der, als der Reiz der Neuheit verschwunden war, von seiner liebenswürdigen, edlen und schönen Gemahlin bald immer weniger wollte und immer weniger nach ihr fragte. Es wurde eine Ehe, wie sie selbst im Fürstenstande Gott Lob nicht häufig ist und in bürgerlichen Verhältnissen und nach bürgerlichen Anschauungen gar nicht unglücklicher hätte gedacht werden können, und sie würde trotz Allem, was in solchem Falle als Hinderniß auftritt, zur Trennung geführt haben, wäre der Prinz nicht nach einigen Jahren gestorben. Was man ihr in ihrer neuen Heimat und was sie selbst sich zuweilen als Unglück angerechnet und was ihr in den Augen des Verstorbenen sogar zum Vorwurf gereicht hatte, daß sie kinderlos geblieben, wurde jetzt ein Glück für sie. Sie kehrte ungehindert zu den Ihren zurück und durfte sich ausruhen in der alten Liebe, in einer erhöhten Zärtlichkeit und durch ihr Geschick gerechtfertigten liebevollen Schonung.

Die Prinzessin war zu jung, zu schön und liebenswürdig und die Verbindung mit ihr und ihrem Hause bot, zumal bei der Stellung ihres Bruders, zu viele Vortheile, als daß ihr nicht bald und wiederholt neue

Wünsche hätten nahe treten sollen, und es fand sich unter den Bewerbern wenigstens der eine oder andere, der nicht nur dem Fürstenpaare willkommen gewesen wäre, sondern auch der Dame selber Garantien für eine glücklichere Zukunft an seiner Seite zu bieten schien. Aber die Erfahrungen ihrer ersten Ehe waren von der Art, daß Prinzessin Constanze wohl ein Recht hatte, zu erklären, sie werde sich nie wieder zu einem solchen Opfer verstehen und fortan über ihr Wohl und Wehe, ihr Glück und Herz selber entscheiden. Und die fürstlichen Pflegeältern, wie man sie wohl heißen durfte, liebten, achteten und ehrten die schöne Frau zu sehr und fanden sie vor allem nach ihren Erlebnissen allzusehr in ihrem Recht, als daß sie sich ihrem Willen hätten widersetzen sollen.

So vergingen mehrere Jahre, in denen von der Prinzessin allmälig immer weniger zu vernehmen war, nur daß der Ruf ihrer Herzensgüte, ihres Geistes und Gemüths ihr die Menschen stets herzlicher verband, und man gewöhnte sich an den Gedanken, daß die schöne, noch jugendliche Frau ihrem Wittwenstande unabänderlich treu bleiben werde. Da begann man plötzlich zu beobachten, daß sie den Rittmeister Baron von Bilingsfelden in einer Weise auszeichnete, welche kaum mißdeutet werden konnte und für jede andere Dame in

ähnlicher Lage, aber mit weniger makellosem Ruf hätte gefährlich werden müssen. An Prinzeß Constanze wagte sich keinerlei Verleumdung heran, und so sehr man auch in manchen Kreisen die Achseln zuckte über eine solche Wahl und Neigung, war man doch über den vielleicht ungewöhnlichen, aber völlig legalen Ausgang derselben um so weniger in Zweifel, als man einerseits wußte, daß die hohe Frau unter Umständen sehr entschieden und unbeugsam auftreten konnte, und andererseits die steigende Gunst des Fürstenpaars bemerken mußte, welche Herrn von Bilingsfelden vor allen Andern auszeichnete.

Mit dem Baron stand es selbstverständlich nicht ebenso gut. Die Verleumdung, welche der Prinzessin, wie gesagt, fern blieb, versuchte sich zum mindesten an ihm, obgleich kaum eines andern Mannes Leben offener und fleckenloser vor aller Augen lag, und Neid und Mißgunst regten sich wider ihn in manchen Kreisen, wo man sie am wenigsten hätte suchen sollen. Dazu kam, daß die Neigung der hohen Frau — wir müssen schon das Obige wiederholen — selbstverständlich nicht nur bei ihren Nächsten und Getreusten, sondern auch in allen Verhältnissen auf mehr als ein Hinderniß, auf ernste Bedenken stieß, und der Widerstand, den ihr Bruder, der Prinz Hermann, neuerdings immer entschiedener

ihr entgegensetzte, schob die endliche Entwickelung stets weiter hinaus.

So, müssen wir hinzusetzen, rechnete das Publikum und erklärte es sich den bisherigen Verlauf dieser Angelegenheit, während von dem wirklichen Stande der Dinge Niemand außer den Allernächsten etwas Bestimmtes wußte. Denn in Wahrheit war man niemals über das gleich anfangs Beobachtete hinausgekommen und mußte sich noch heute mit vielleicht nur um etwas wahrscheinlichern Combinationen begnügen. Von dem Zurschautragen eines tiefen oder gar leidenschaftlichen Gefühls war bei Prinzeß Constanze keine Rede, geschweige denn bei dem jetzigen Major. Beide hatten die Kraft, ihr Inneres für sich zu behalten und die Entwicklung langsam heranreifen zu lassen, und der letztere war unzarten Andeutungen das einzige Mal, wo sie in der Residenz gewagt wurden, in einer Weise entgegengetreten, welche ihre Wiederholung ein- für allemal verhinderte. Nur daß die Prinzessin ernster geworden war und stets ernster wurde, das sah man ebenso gut, als daß sie zu keiner Zeit ihres Lebens dem Fürstenpaare näher gestanden in gegenseitiger Liebe.

Die Alte kam zurück, und durch die Thür, welche sich kurz öffnete und schloß, fiel ein Strom von Licht

und ließ das im Gemach herrschende Dunkel so zu sagen nur um so auffälliger werden. „Es ist hier erschrecklich dunkel, Hoheit", sagte sie auch. „Wollen Sie kein Licht haben? Ich kann's ja selber anzünden."

„Thu's", versetzte die Prinzessin kurz, die sich erst jetzt vom Fenster abwandte, wo sie während Anna's Abwesenheit gestanden. „Eleonore in ihrem Zimmer?"

„Nein, Hoheit, im Salon."

Die Prinzessin blieb stehen. „Du willst doch nicht etwa sagen —"

„Ich will gar nichts sagen, Hoheit. Ich habe mich eben nur nach Ihrem Befehle gerichtet und mich nicht weiter umgesehen."

Der Flügel, in welchem die Prinzessin wohnte, war der gleiche, wo sie vordem mit ihrer Erzieherin gehaust und auch später bis zu ihrer Vermählung gelebt hatte. Der vorhandene Raum war völlig genügend, ja behaglich für ein so junges Kind, seine wenig zahlreiche Umgebung und die immerhin kleinen und einfachen Lebensverhältnisse, wenn auch Constanze von jeher einer gewissen Selbstständigkeit genossen und so zu sagen von Jugend auf eine Art von eigenem kleinen Hofstaat gehabt hatte. Sie war zu jener Zeit und in diesen Räumen so glücklich und in der folgenden schrankenlosen, öden Pracht so unglücklich gewesen, daß

sie es bei ihrer Rückkehr sich als eine besondere Gunst erbat, sich in der alten Beschränkung von neuem einrichten und wohl fühlen zu dürfen. Die fürstlichen Pflegeältern zuckten lächelnd dazu die Achseln, der Hof schüttelte seine starken und schwachen, alten und jungen Köpfe, und mehr als einer und eine dachten mit einer gewissen Bänglichkeit an die Möglichkeit, daß sie der hohen, gar zu einfachen und anspruchslosen Frau nahe gestellt werden könnten.

Prinzessin Constanze kümmerte sich um alles derartige Sorgen und Bangen nicht und richtete sich — so bürgerlich dürfen wir von ihr sprechen — mit Zustimmung des Fürstenpaars ganz nach ihren bescheidenen Wünschen ein, sich ein warmes, freundliches und doch geschmackvoll zierliches Daheim bereitend, in welchem es ihr selbst und Jedem, der den Sinn der hohen Frau zu würdigen verstand, wohl werden mußte. Und ebenso, wie sie es mit den Räumen hielt, in denen sie sich zufrieden fühlte, ebenso berechnete und bestimmte sie auch ihre Umgebung — sie wollte keinen Prunk um sich und keinen Zwang. Es gab bei ihr keinen Schwarm von Dienern und Dienerinnen aller Art; die alte Kammerfrau, die schon ihre Mutter bedient hatte, genügte meistens für den täglichen und persönlichen Dienst, und die noch ältere Wärterin fungirte neben derselben als

eine Art von Beschließerin, vor allem aber als die erste Vertraute der Prinzessin, in allerhand häuslichen Geschäften, beinahe wie wir es von solchen alten Inventarienstücken hier und da in einem wohlhabenden Bürgerhause sehen.

Die Oberhofmeisterin der Prinzessin kam nur bei ganz besondern Gelegenheiten zum Vorschein und zur Geltung; die Damen und Herren, welche diesem Nebenhofe zugewiesen waren, durften ihre Stellen fast als Sinecuren betrachten, und selbst die einzige Hofdame, welche so zu sagen stets im Amte war, hatte den bequemsten Dienst oder vielmehr die freiste und angenehmste Stellung von der Welt. Prinzessin Constanze hatte das junge Mädchen, das ihr schon bei der ersten Vorstellung auf das lebhafteste gefiel, vollständig bei sich aufgenommen, weniger gemäß dem Titel, den sie von jetzt an führte, als aus Verlangen nach einer jungen, anschmiegenden, vertrauten Menschenseele, als Gesellschafterin und Freundin, mit der sie fortan auch äußerlich in einer wirklichen Häuslichkeit lebte. Es fanden sich neben den Gemächern der fürstlichen Frau ein paar Zimmerchen, die für einen bescheidenen Sinn, wie Eleonore von Beringen ihn besaß, genügten und das freundlichste Zusammenleben ermöglichten. Dahin ging Prinzessin Constanze jetzt.

Sie wählte indessen nicht den gewöhnlichen Weg durch ihre Gemächer, welche sich um die Kopfseite des Flügels gegen die ihrem Wohngemach gegenüberliegende, den großen Schloßhof begrenzende fortsetzten, sondern trat auf den beide Seiten trennenden Corridor hinaus und sogleich in die nahe Thür des sogenannten blauen Salons. Er war jetzt, wie immer abends, hell erleuchtet, da man, wenn sich das Fürstenpaar oder andere Verwandte, wie es nicht selten geschah, ganz häuslich und nachbarlich auf eine Stunde bei Prinzessin Constanze einfanden, gemeiniglich hier zu verweilen pflegte. Augenblicklich aber war Niemand hier als Fräulein von Beringen, deren eigene Zimmer sich links anschlossen und die jetzt, tief über eine Stickerei gebeugt, einsam auf einem der kleinen Ecksophas saß.

Sie schaute mit einem Zuge von Mißmuth in dem hübschen, aber seinem ganzen Schnitte und gewöhnlichen Ausdruck nach ein wenig melancholischen Gesicht auf und nach der geöffneten Thür und zuckte, da sie die Eintretende erkannte, mit allen Zeichen des Schreckens empor; eine brennende Röthe überflammte Stirn und Wangen, und die Hände ließen die Arbeit fallen. „Hoheit sind schon zurück —“ stammelte sie.

„Das bin ich längst gewesen, mein Kind“, sagte die Prinzessin, mit ernstem, beobachtendem Blick die Sprecherin

so gut wie das ganze Gemach musternd. „Ich meine Dir doch gesagt zu haben, daß ich nur eine halbe Stunde bei meiner Tante bleiben würde. Aber gleichviel", fügte sie mit leichtem Lächeln hinzu, „störe ich da ein ganz besonderes Geheimniß oder bin ich Dir sonst so furchtbar, daß Du so vor mir erschrickst?"

„Es war so still hier — ich dachte Allerlei — so weit fort — ich schrak bei dem Geräusch auf —" stammelte das Mädchen, das jetzt auffällig blaß geworden war, ohne die Augen vom Boden zu erheben, und man hörte es, daß sie die Worte kaum hervorzubringen vermochte.

„So?" versetzte die Prinzessin mit einer gewissen Kälte des Tons, während ihre Augen fest auf der jungen Dame ruhten. „Mir war's, als erschräkest Du nur vor mir, und das mußte mich betrüben, Eleonore! Weshalb weilst Du aber, wenn Du so tief nachzudenken hast, hier im Salon, wo eine Störung kaum ausbleiben kann, und nicht lieber in Deinem stillen Zimmer, wo Du vor ihr sicher bist?" Und da das Mädchen nichts erwidern zu können schien, fügte sie noch kälter hinzu: „Komme in Dein Zimmer, ich habe mit Dir zu reden, und mir ist es hier zu unruhig."

Eleonore ward dunkelroth und leichenblaß. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie der Weisung folgen, aber sie zitterte so heftig, daß diese Bewegung mißlang

und sie sich, anscheinend halb bewußtlos, auf die Lehne des Stuhls stützen mußte. Man sah es, es war ein Aufraffen der letzten Kraft, als sie dennoch im nächsten Augenblick vorwärts schwankte, bleich wie eine Sterbende und, da sie die Augen zu der Gebieterin erhob, mit erstorbenem Blick. Sie hauchte etwas, das nicht verständlich wurde, und sank in der nächsten Sekunde vor den Füßen der hohen Frau zusammen.

Der strenge, beinahe finstere Blick, mit dem die Prinzessin diesen ganzen Vorgang beobachtet hatte, verwandelte sich in einen erschrockenen; sie beugte sich rasch zu dem unglücklichen Kinde nieder und richtete sich noch rascher wieder auf, da sie dasselbe in wirklicher, tiefer Ohnmacht fand. Ihr harter Klingelzug rief fast augenblicklich den im Vorzimmer weilenden Diener herbei und fast zugleich mit ihm erschien auch Anna in der Thür.

„Rufen Sie Rosalie und des Fräuleins Jungfer", herrschte Constanze dem erstern zu. „Anna, komm, rasch!" Und da der Diener verschwand und die Alte herbeieilte, fügte die hohe Frau mit gefalteter Stirn und verdunkeltem Blick hinzu: „Du hast wieder Recht, meine Alte, da ist das erste Opfer der Sünde — oder des Verbrechens? Nimm Dich ihrer an. Ich will währenddessen in ihrem Zimmer nachsehen."

Sie schritt schnell gegen die Thür und öffnete sie

und trat hinein, allein wenn hier wirklich heute eine Begegnung stattgefunden hatte, wie sie es fürchtete, so war sie zu spät gekommen. Das zierliche Gemach war voll Einsamkeit und Stille, wenn auch durch die auf dem Tisch brennende gedämpfte Lampe matt erhellt, und noch stiller fast war es in dem anstoßenden dunklen Schlafzimmer. Constanze trat trotzdem in dasselbe hinein; so vertraulich, wie sie mit dem jungen Mädchen gelebt hatte, wußte sie hier Bescheid, und in der nächsten Sekunde schon hatte sie ein Streichhölzchen gefunden, entzündet und die Lichter auf der Toilette angesteckt.

Ihr Auge flog durch das Zimmer und haftete auf etwas Weißem neben einer zweiten Thür. Sie trat hinzu und hob es auf, und ein bitteres Lächeln glitt durch ihr schönes Gesicht — das feine Taschentuch zeigte in der Ecke die verschlungenen Buchstaben H. v. O. unter einer Freiherrenkrone, und da die Prinzessin es auseinander schlug, fiel ein kleiner blaßgrauer Handschuh zu Boden — eine Farbe, die Hildegard von Othmaringen, wie alle ihre Bekannten wußten, besonders liebte.

Prinzessin Constanze drückte Beides in ihrer Hand zusammen und legte diese auf den Griff der Thür vor ihr. Der Griff gab nach, die Thür ging auf, und sie sah hinein in ein großes dunkles Gemach. Es lagen hier die nur bei Hofbällen und andern besondern Feierlich-

keiten benutzten, sonst stets verschlossenen großen Festräume, und zu der Thür, welche in Eleonorens Zimmer und den Flügel der Prinzessin führte, hatte weder diese letztere noch Jemand von ihrer Umgebung jemals einen Schlüssel gekannt. Und dennoch war der Eingang jetzt offen!

Einen Augenblick stand die Dame und schaute finster in das Dunkel hinein; dann schloß sie aus dem Geräusch hinter sich, daß man die Ohnmächtige hereintrage, und trat zurück, und — zuckte zusammen und machte wieder rasch einen Schritt vor, wo ihr in jäh aufleuchtender Helle plötzlich ein Fenster sichtbar wurde. Drüben im Südflügel, wo das Fürstenpaar wohnte und auch die Gemächer lagen, in denen wir uns neulich Abend befanden, schlug aus einem Fenster des zweiten Stocks eine mächtige Flamme heraus.

Die Prinzessin eilte zurück und zog die Thür ins Schloß — keine Sekunde zu früh, wenn es unbekannt bleiben sollte, daß sie geöffnet gewesen, denn eben kamen ihre Kammerfrau Rosalie und eine jüngere Dienerin mit der Ohnmächtigen ins Wohnzimmer.

Sie nahte sich rasch mit einer Frage, aber die Antwort vernahm sie nicht, da in diesem Moment auch Anna zu ihr herantrat und leise sagte: „Der Herr

Major stehen draußen mit einer Meldung von Serenissimus an Eure Hoheit. Wo befehlen Hoheit —"

„Drüben in meinem Zimmer; hier im Salon ist es jetzt unmöglich", versetzte Constanze, obgleich sich eine flüchtige Röthe über ihre Züge breitete, anscheinend völlig ruhig: „ich werde den Herrn sogleich empfangen. Und, Anna", fügte sie gedämpft hinzu, „sieh nach der Thür im Schlafzimmer — sie ist offen, aber ich kam zu spät."

Sie wandte sich ab und zu Eleonoren, die man auf das Sopha gelegt hatte. Aber das Mädchen war noch immer in den Banden der tiefsten Ohnmacht.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.